

Besprechungen.

WILLIAM JAMES. **The principles of Psychology.** London, Macmillan & Co., New York, Holt & Co. Vol. 1, VII und 689 S., Vol. 2, VI und 704 S.

Das vorliegende Werk enthält 28 teils gröfsere, teils kleinere Kapitel, von denen manche ein mehr oder weniger veränderter Abdruck von Abhandlungen sind, die früher in Zeitschriften erschienen waren. Der Autor erzählt: das Buch, dessen aufsergewöhnliche Länge er selbst bedaure, sei wesentlich im Zusammenhang mit seinen Universitätsvorlesungen entstanden. Jene successive Veröffentlichung einzelner Stücke aber sei die Folge seiner langsamen Entstehung gewesen. Ohne diese Bemerkung der Vorrede hätte der Leser leicht auf die Vermutung kommen können, daß von Anfang nicht eine Behandlung der gesamten Psychologie im Plane des Autors gelegen, und er vielmehr eine Reihe mehr oder weniger unabhängig voneinander entstandener Aufsätze nachträglich gesammelt, ergänzt und zu einem, ziemlich alle Fragen des Gebietes umfassenden Ganzen redigiert habe. -

J.'s Werk macht nämlich in mehrfacher Beziehung den Eindruck, als ob es nicht aus Einem Gusse sei. Vor allem ist kein völlig systematischer Aufbau weder nach einem mehr didaktischen noch nach einem streng wissenschaftlichen Plane darin erkennbar. Die Folge der Materien in den Kapiteln (und die Kapiteleinteilung ist die einzige, die äußerlich zu Tage tritt) erscheint als eine ziemlich lockere. Ja, sie verblüfft nicht blofs den Leser, sondern bringt auch den Autor selbst zuweilen sichtlich in Verlegenheit. Einheitlich ist das Werk sodann auch in dem Sinne nicht, daß die verschiedenen Fragen der Psychologie nicht durchgängig eine ihrer Wichtigkeit und dem heutigen Stand der Forschung entsprechende und gleichmäfsig ausführliche Berücksichtigung finden. (Und damit meine ich nicht blofs, was der Verfasser selbst in der Vorrede zugesteht, daß dem Gebiete der Gefühle (Lust und Schmerz) keine irgendwie eingehendere Behandlung zu teil wird.) Endlich läfst das Werk auch insofern einen einheitlichen Charakter vermissen, als die Höhe seiner wissenschaftlichen Haltung nicht in jeder Richtung und in allen Teilen dieselbe ist und es in diesem Sinne nicht überall für ein und dasselbe Publikum geeignet erscheint. Des Verfassers gründliche Gelehrsamkeit und eindringender Scharfsinn einerseits und sein unterschiedenes Talent für anschaulich-populäre Darstellung haben sich nicht

zu einer harmonischen Ehe gefunden. Sie führen vielfach einen getrennten Hausstand nebeneinander, und so erfahren manche Fragen eine nach meiner Meinung allzu populäre und ans Feuilleton streifende Art der Behandlung. Mit Partien, die in trefflicher Weise das in Bezug auf ein Problem bisher Geleistete resumieren und eine beachtenswerte selbstständige Diskussion bieten, wechseln andere, die zwar den phantasievollen und sprachgewaltigen Essayisten, aber weniger den Forscher JAMES zeigen. Doch genug von diesen Mängeln! Sie hindern nicht, daß das Buch Gutes, ja mitunter Vorzügliches enthalte, und was der Verfasser bewahrheitet sehen möchte: Wer vieles bringt, wird vielen etwas bringen — das darf er mit Recht von ihm erwarten.

Zwar für den Anfänger und zur ersten Einführung in das wissenschaftliche Studium der Psychologie scheint es mir nicht passend, aus Gründen, die zum Teil in dem bereits Gesagten liegen, zum Teil noch aus späteren Erörterungen sich von selbst ergeben werden. Dagegen müssen manche Ausführungen des Buches den Fachmann interessieren. Andere werden Demjenigen eine anregende und genussreiche Lektüre sein, der eine mehr populäre Behandlung psychologischer Fragen wünscht. Den letzteren möchte ich besonders auf solche Partien aufmerksam machen, wo der Autor mit edler Wärme und mit einer anschaulichen Kraft des Ausdrucks, die einem Dichter nicht Unehre machen würde, wissenschaftliche Lehrsätze in ihrer Anwendung auf Ethik und Pädagogik darstellt.

Wir geben im folgenden erst eine Inhaltsübersicht der Kapitel, wo wir uns freilich erlauben, bei manchen Materien etwas mehr zu verweilen, als bei anderen; nachher müssen gewisse methodische Grundanschauungen des Buches, die, weittragend in ihren Folgen, vor anderen für seine Art die Probleme zu stellen und zu lösen bestimmend sind, kritisch zur Sprache kommen.

I. Das I., verhältnismäßig recht kurze Kapitel handelt von den Aufgaben der Psychologie, ein Punkt, auf den wir zurückkommen werden. Das II. und III. geben eine gute, nur für die Zwecke des Buches wohl zu ausführliche Übersicht über den gegenwärtigen Stand der Gehirnphysiologie. Das IV. Kapitel, von der Gewöhnung, enthält neben hübschen Winken für die Ethik und Pädagogik vornehmlich eine physiologische Theorie des Gegenstands. Das V. (Automaton-Theory) hat jene Anschauung im Auge, wonach alle Kräfte und aller kausale Verlauf in uns rein mechanisch wäre, so daß das Psychische nur die Rolle eines Epiphenomenon (eines Schattens oder müßigen Zuschauers) spielte, dem jedes Vermögen zum Wirken abginge. Der Verfasser entscheidet sich gegen sie, nachdem er die Gründe für und wider (nur die letzteren vielleicht nicht in erschöpfender Weise) aufgeführt hat. Das VI. Kapitel (The Mind-stuff Theory) bringt incidentell alles Namhafte zur Sprache, was zu Gunsten der Annahme unbewusster psychischer Zustände vorgebracht worden ist, und lehnt sie seinerseits entschieden ab. Das Hauptaugenmerk ist aber gegen den Versuch gerichtet, unser einheitliches Bewußtsein als ein Kollektiv aus „kleineren Einheiten“ aufzufassen und aus einer realen Vielheit von Bewußtseinsstäubchen

(seien diese nun bewußt oder unbewußt) zu konstruieren. Die falschen Analogien, die dabei beliebt sind (wie die vom Kräfteparallelogramm) und andere Unklarheiten — wie, wenn man dabei das Gehirn je nach Bedarf bald als eine Vielheit von Realitäten, bald als eine Einheit auffaßt (um dann von seiner Thätigkeit, wie derjenigen Eines Dings sprechen zu können) — erfahren eine scharfe Beleuchtung. Etwas unsanft werden die bezüglichlichen Seiten der SPENCERSCHEN Evolutionsphilosophie mitgenommen, denen freilich auch der objektivste Kritiker einen lockeren und vagen Charakter nicht absprechen kann. Was J.'s eigene positive Anschauung über den Träger unseres Bewußtseins betrifft, so ist mit den Ausführungen des VI. auch eine Partie des X. Kapitels zu vergleichen. Das vorliegende verweist, nachdem es sowohl die Annahme abgelehnt hat, daß das Gehirn, als Ganzes betrachtet, der einheitliche „Denker“ sein könne, als diejenige, daß einer einzelnen Zelle oder einem Atom desselben diese Funktion zukomme (letzteres erscheint ihm mit Rücksicht auf anatomische und pathologische Erfahrungen nicht annehmbar), auf die Lehre von einer immateriellen Seele, als eine Hypothese, welcher von dieser Seite eine respektable logische Position zukomme. Das X. Kapitel findet jedoch, die Annahme einer geistigen Seelensubstanz erkläre nichts (d. h. wohl — wenn der Widerspruch vermieden werden soll — nichts Weiteres). Sie sei überdies eine metaphysische Angelegenheit, die den Psychologen als solchen nichts angehe. Der letztere müsse auf dem empirisch phänomenalen Standpunkte bleiben, und da könne nur der jeweilig gegenwärtige Bewußtseinszustand selber als Bewußtseins-träger gelten. *The passing Thought itself is the only verifiable Thinker* (I. S. 346). Auf den Inhalt des kurzen VI. Kapitels (Methode und Schwierigkeiten der Psychologie), das seinen Gegenstand keineswegs erschöpft, kommen wir teilweise unten noch zu sprechen; hier sei nur erwähnt, daß J. die Möglichkeit, ein gegenwärtiges psychisches Phänomen zum Gegenstand der Beobachtung zu machen, schlechterdings in Abrede stellt. Jede Beobachtung finde nachträglich und in der Erinnerung statt. Ja, der Verfasser geht so weit, zu erklären: „Kein Bewußtseinszustand ist, während er gegenwärtig ist, sein eigenes Objekt; sein Objekt ist immer etwas Anderes“. Doch haben wir dies wohl nur als einen, dem Eifer des Gefechtes entsprungenen ungenauen Ausdruck anzusehen. Denn kurz zuvor hatte J. — wenn ich nicht alles mißverstehe — BRENTANOS wichtige Unterscheidung zwischen innerer Beobachtung und einfacher Wahrnehmung anerkannt. Auch stände jener Satz, wörtlich verstanden, in direktem Widerspruch mit seiner Bekämpfung der Annahme von unbewußten psychischen Zuständen (oder sind damit nicht eben Zustände gemeint, die bloß ein Bewußtsein von etwas Anderem und nicht zugleich ein Selbstbewußtsein wären?). Allein auch die Behauptung, daß wir uns beobachtend niemals einem gegenwärtigen psychischen Phänomen zuwenden könnten, hat J. nicht bewiesen und mit den That-sachen dürfte es besser stimmen, wenn man die Möglichkeit einer Beobachtung gegenwärtiger psychischer Zustände nicht so unbedingt und ohne jede Einschränkung leugnet.

Das VIII. Kapitel führt die Aufschrift: Relationen des Geistes

(mind) zu anderen Dingen. Doch wird statt dessen sofort auch gesagt: zu anderen Objekten. Und die Äquivokation, die in diesem Worte liegt, indem es bald eine vom Bewußtsein unabhängige Wirklichkeit, bald ein Korrelat des Bewußtseins (den Inhalt desselben) bezeichnet, ermöglicht es dem Verfasser, unter dem obigen Titel eine Reihe von Problemen zu behandeln, die man sonst nicht beisammen suchen würde: nämlich neben der Frage nach der Zahl der fundamental verschiedenen Weisen unseres bewußten Verhaltens zu Objekten auch die ganz andere (die aber von der vorigen nicht klar geschieden wird — vgl. auch Kap. X, S. 271 ff.), ob unser Bewußtsein Wirkung und Zeichen sogen. äußerer Realitäten (anderer Geister und materieller Dinge) sei, und weiter die: in welchem Verhältnis unsere Seelenzustände zum Raum (Seelensitz) und zur Zeit stehen (m. a. W., ob das Bewußtsein jemals eine völlige Unterbrechung erfahre). Das IX. Kapitel (*The Stream of Thought*) will mit dem Studium der Seele „von innen“ den Anfang machen, und zwar zunächst etwas wie eine Kohlenskizze des inneren Lebens bieten, welche nur die Züge, die dem Strom des Bewußtseins als Ganzem charakteristisch sind, hervorheben soll. Unter diesen Eigentümlichkeiten betont J. insbesondere, weil sie vielfach verkannt worden seien, den beständigen Wechsel im Bewußtsein und seine Kontinuität, und im Zusammenhang mit der Lehre von der Kontinuität stellt er eine ganz neue Scheidung der psychischen Zustände in substantive und transitive states auf. Beide Punkte müssen uns später eingehender beschäftigen.

Das X. Kapitel (*Vom Selbstbewußtsein*) enthält außer einer strengeren Untersuchung über das „reine Selbst oder das innere Prinzip der persönlichen Identität“ (wo neben der „assoziationistischen Theorie“ D. Humes und der „transcendentalistischen“ Kants die Lehre von einer immateriellen Seele nochmals zur Sprache kommt — vgl. Kap. 6), eine ganze Reihe mehr populärer Ausführungen über das sog. materielle, soziale und geistige Selbst, über Selbstgefühle (Befriedigung und Unbefriedigung), Selbstliebe und Selbsterhaltung u. s. w. Unter anderem wird hier auch die Frage aufgeworfen, was das *self of all the other selves* sei und dahin entschieden, es sei dies das „centrale aktive Selbst“, wobei unter Aktivität oder Spontaneität das zustimmende und verwerfende Verhalten der Seele zu den vorgestellten Objekten verstanden wird — aber in doppeltem Sinne, nämlich sowohl in dem des urteilenden Anerkennens und Leugnens, als in dem des Vorziehens und Ablehnens durch Gemüt und Wille. Diese ganze Unterscheidung zwischen einem centralen und weniger centralen Selbst hat meines Erachtens geringen wissenschaftlichen Wert. Und wenn J. die weitere Frage, wie der „centrale Teil des Selbst“ wahrgenommen werde, in ähnlicher Weise wie Wundt dahin zu beantworten geneigt ist, daß das Gefühl dieses innersten Selbst, sorgfältig untersucht, sich als eine Summe von Bewegungsempfindungen im Kopf und zwischen Kopf und Kehle erweise, so sehen wir ihn offenbar auf bestem Wege, gänzlich zu ignorieren, daß es noch andere Anschauungen giebt, als solche von physischen Phänomenen. Ein Versehen, das freilich auch anderwärts noch recht auffällig bei ihm zu Tage tritt. (Vgl. z. B. II, S. 7 u. 8; 455 u. ö.) Die volle Konsequenz

davon zieht er freilich so wenig, wie WUNDT. Sie wäre keine geringere, als ehrlich und ein für allemal alles Gerede von consenting und abnegating, welcome und reject, wish, desire, interest u. s. w. als sinnlos aufzugeben. Aus Anschauungen physischer Phänomene (Bewegungsgefühlen u. dgl.) haben wir diese Begriffe sicher nicht gewonnen. Und wenn es keine anderen Anschauungen giebt, woher sollen wir sie denn, und mit ihnen den Begriff des aktiveren Selbst, wie er uns anfänglich von J. vorgeführt wurde, überhaupt haben? — Schliesslich bespricht das (über 100 Seiten) ausgedehnte Kapitel auch noch eingehend die mannigfachen „Alterationen des Ich“ und die namentlich von französischen und amerikanischen Forschern neuester Zeit beigebrachten Thatsachen über sog. doppeltes und mehrfaches Bewusstsein. Das XI. Kapitel handelt von der Natur und den Gesetzen der Aufmerksamkeit (vgl. damit auch Partien des XIII., XXI. und XXVI. Kap.). Der Autor sieht das Wesen dieses Vorganges in der Adaptation der Sinnesorgane für einen Eindruck und in einer gewissen Vorbereitung der bezüglichen „ideationalen Centren“, d. h. in einer anticipatorischen, dem Eindruck „entgegenkommenden“, ihn „erhöhenden“ Phantasiethätigkeit (Inward reproduction I, 504. Formation of a separate image 503. The image in the Mind is the attention I. 442.) Diese Beschreibung dünkt mich einseitig; sie hat offenbar ausschließlich die sog. sinnliche Aufmerksamkeit im Auge. Auch die „Relationsgefühle“ und Begriffe aber, die J. (wie wir noch hören werden) zu allen sinnlichen Bildern als etwas wesentlich davon Verschiedenes in Gegensatz bringt, können doch von Aufmerksamkeit begleitet sein! Und wie, wenn er später geradezu den Willen, ja auch das Glauben oder Urteilen mit der Aufmerksamkeit identifiziert? Soll jedes Wollen und jedes „Glauben“ in einer pre-perception, in der Bildung eines separaten sinnlichen Bildes (image) von dem Gegenstand bestehen? Das XII. Kapitel (Conception) bekämpft den Nominalismus von BERKELEY, der beiden MILL u. a., ohne freilich etwas Befriedigendes an die Stelle zu setzen, wie wir noch sehen werden. Auch klingen die Schilderungen, die der Verfasser selbst hier und anderwärts (vgl. z. B. I. S. 265 ff.) von den Denkvorgängen giebt, oft nominalistisch genug. Das XIII. Kapitel, eine Erörterung des Wesens und der Gesetze der Unterscheidung und Vergleichung, dürfte mancherlei Widerspruch finden. Hier nur die Erwähnung, dafs u. a. auch WEBERS Gesetz (für welches J. eine rein physiologische Deutung als die wahrscheinlichste ansieht) und die Aufstellungen zur Sprache kommen, welche FECHNER darauf gegründet hat. Dabei setzt uns in Erstaunen, dafs der Verfasser, der die psychologische Forschung heute schon durchgängig — und damit wohl in weiterem Umfange, als der Stand der Dinge verträgt — psychophysisch machen möchte, doch gerade diejenige Litteratur, welche der Streit um FECHNERS „psychophysisches Gesetz“ mit sich brachte, „schrecklich“ (dreadful) findet und jene FECHNERSche Formel selbst, die doch wohl als ein erlaubter Versuch eine den Thatsachen genügende Hypothese zu finden, gelten darf, zu den idola specus, wenn es je deren gegeben habe, rechnen will. Das XIV. Kapitel (Association) enthält historisch und sachlich Treffliches. Doch nicht, ohne

dafs die historische Darstellung ungerechte Vorwürfe gegen die sog. Assoziationspsychologie enthielte (Vgl. auch Kap. X, XII und XIII.) Wir werden darauf zurückkommen. In sachlicher Beziehung ist namentlich beachtenswert, dafs J. das sog. Gesetz der Ähnlichkeit als besonderes Gesetz streichen will und den eigentlichen Grund aller Ideenassoziation in dem Gesetz der Gewohnheit sucht. Wir sind in der Hauptsache mit diesem Gedanken, der schon bei ARISTOTELES angedeutet und in neuerer Zeit von Fr. BRENTANO klar ausgesprochen worden ist¹, einverstanden, obschon uns die Art, wie J. die Fälle der „Assoziation nach Ähnlichkeit“ auf sein allgemeines Prinzip zurückführen will, nicht völlig befriedigt. Wenn er weiter betont, dafs die Grundgesetze der Ideenassoziation psychophysische seien, so sind wir auch darin mit ihm einig. Aber was er selbst als etwas Derartiges bietet, scheint mir wenig Anderes zu sein, als eine Übersetzung der auf dem Wege psychologischer Beobachtung gefundenen empirischen Generalisationen in die Sprache einer noch recht vagen Gehirnphysiologie.

Das XV. Kapitel („Zeitwahrnehmung“) giebt sich Mühe, dem Leser den Unterschied zwischen der eigentlichen (unzweifelhaft sehr engen) Zeitanschauung (*duration intuitively felt; specious present*) und den uneigentlichen Vorstellungen einzuschärfen, die wir uns von gröfseren Zeitstrecken bilden. Doch scheint mir der Verfasser weder die wahre Natur der ersteren völlig richtig zu erfassen, noch ihre Grenze genügend in die Enge zu ziehen. Letzteres nicht blofs, weil er auch ein Stück Zukunft dazu zu rechnen scheint² (wovon wir in Wahrheit sicher keine Anschauung haben), sondern weil er überhaupt — aus den Versuchen WUNDTs und anderer über den Umfang unseres Bewußtseins für successive Eindrücke voreilige Schlüsse ziehend — den Betrag der „unmittelbar wahrgenommenen“ Dauer erheblich zu hoch, nämlich bis auf ca. 12 Sekunden schätzt. Das XVI. Kapitel handelt vom „Gedächtnis“. Im XVII. Kapitel (über die „Sensationen“) finden die Farbenempfindungen die ausführlichste Erörterung, insbesondere die Kontroverse über die Natur des simultanen Kontrastes, die auf Grund von HERINGS eingehenden Untersuchungen und in seinem Sinne entschieden wird. Ein Versuch zu einer exakten Klassifikation der Empfindungen vom deskriptiven Gesichtspunkte wird nicht gemacht, ja eigentlich als unmöglich angesehen. Es giebt nach J.'s Grundsätzen keine introspektive Analyse von Empfindungen. Sie sind phänomenal alle gleich einfach. Zusammensetzung hat nur genetisch einen Sinn. Wir müssen hierauf zurückkommen. — Das XVIII. Kapitel (*Imagination*) legt das grösste Gewicht auf den Nachweis, dafs die „Phantasie“ bei verschiedenen Individuen durchaus nicht etwas Gleichartiges, sondern ihr bildlicher oder anschaulicher Gehalt sowohl graduell als qualitativ (Vorherrschen des visuellen, audiblen Typus u. s. w.) sehr verschieden beschaffen sei. Von den Hallucinationen handelt merkwürdigerweise das folgende Kapitel: XIX. (*The perception of things*). Der Verfasser versteht unter *perception* dasselbe, was

¹ Vgl. dessen im Jahre 1880 gehaltenen Vortrag *über das „Genie“* Leipzig 1892.

² Vgl. I S. 606.

deutsche Psychologen (äufserer) „Wahrnehmung“ im Gegensatz zu Empfindung genannt haben, nämlich ein zusammen gesetztes Produkt von Erfahrungen.¹ Dafs es sich dabei um unbewufste Schlüsse handle, lehnt er mit Recht ab und betont statt dessen die Wirksamkeit der Assoziation. Doch scheidet er meines Erachtens — und dies gilt namentlich auch von den verwandten Ausführungen des folgenden Kapitels — nicht genügend zwischen dem, was bei dem Einflufs früherer Erfahrungen auf die „Perception“ gegenwärtiger Eindrücke wirklich als eine Umbildung der anschaulichen Vorstellung, und dem, was blofs als Sache veränderter Beurteilung zu fassen ist. Der wahren Natur und Tragweite der letzteren Vorgänge scheint mir J. nicht gerecht zu werden. Von den Sinnestäuschungen, die in diesem Abschnitt auch zur Sprache kommen, werden mehrere Typen unterschieden. Das XX., sehr ausführliche (II. S. 134—282) und von großer litterarischer und sachlicher Detailkenntnis zeugende Kapitel über die Raumwahrnehmung giebt zum Schlusse eine gute Übersicht über den Streit um die psychologische Natur und den Ursprung der Raumvorstellung seit BERKELEY; insbesondere über die Diskussion zwischen den Lagern der sogenannten Nativisten und Empiristen. J. macht dabei die richtige Bemerkung, dafs wohl bei manchem, der dem Kern der Erörterung ferner steht und selbständigen Urteils ermangelt, diese beiden Namen, wovon der eine fortschrittlich, der andere etwas rückwärtlich klingt, präjudizierend wirken. Wozu noch komme, dafs man den Nativismus gerne mit Apriorismus und speziell mit KANTS Anschauung verwechsle, während in der That KANT mit seiner Scheidung des Ursprungs von Raum und Qualität dem Nativismus, wie ihn etwa HERING und STUMPF vertreten, ganz ferne steht. J. selbst ist Nativist und erklärt, in der Bildung seiner bezüglichen Anschauungen namentlich durch die ebengenannten Forscher gefördert worden zu sein. Wie sie, erklärt er Raum und Qualität für gleich ursprüngliche und unzertrennliche Empfindungsinhalte, will aber damit nicht leugnen, dafs trotzdem die Erfahrung bei unserer Auffassung der räumlichen Verhältnisse eine große Rolle spiele. Hier kann nun freilich, auch wer im Prinzip ganz mit dem Autor einig ist, anders darüber denken, wieviel an dem, was wir populär unsere „Raumanschauungen“ nennen, thatsächlich Sache anschaulicher Vorstellung ist, — sei es ursprünglich („Empfindung“), sei es infolge wirklicher Umbildung der Empfindung durch die „Phantasie“ — und wieviel blofs Sache uneigentlicher Vorstellung und wechselnder Beurteilung. J. möchte doch die beiden ersteren Momente (sensations und imagined sensations) zu hoch angeschlagen haben. Mancher wird sich vielleicht auch an mißverständliche und weniger glückliche Ausdrucksweisen stofsen, wie wenn (S. 145 ff.) von Raum ohne Ordnung die Rede ist und öfter (S. 154, 158, 164) gesagt wird, ein Raumpunkt für sich allein habe keine Position; seine Position werde geschaffen durch die Existenz anderer Punkte, zu denen er in Beziehung stehe! Heifst dies: Die Orte seien nichts Anderes als Rela-

¹ Doch ist die „Zusammensetzung“ nach ihm nur uneigentlich zu verstehen, wie wir noch hören werden.

tionen (also Relationen ohne das Fundament absoluter Bestimmungen)? Oder soll blofs gesagt sein, ein Punkt könne nur im Zusammenhang mit unzähligen anderen (mit einem Continuum) sein und vorgestellt werden; so dafs mit einer absoluten örtlichen Bestimmung immer notwendig eine Vielheit solcher und somit auch örtliche Relationen gegeben sind? II., S. 171 wird die angeschaute Bewegung für eine elementare und spezifische Empfindungsqualität (a primitive form of sensibility) erklärt, die sich nicht aus dem „Sinn für Position“ und dem Sinn für Zeitfolge (welche beide viel weniger fein seien, als „der Sinn für Bewegung“) ableiten ließe. Aber die Argumente, die dafür angeführt werden, sind keineswegs beweisend. Die Täuschung, in der uns hier der Verfasser befangen scheint, hängt zum guten Teil mit dem Mangel an Klarheit über die wahre Natur des „Zeitsinns“ zusammen. Doch wir müssen abbrechen.

Das XXI. Kapitel (Perception of reality), das ich zu den schwächsten des Buches zählen mufs, will die Natur des Urteilens oder Glaubens (belief) und die Gesetze seines Entstehens untersuchen. Doch gelingt weder das eine noch das andere in irgend befriedigender Weise. Vorab mufs die Beschreibung und Charakteristik des Phänomens eine schier chaotische genannt werden. II., S. 286, 87 bezeichnet J. dasselbe — unter beifälligem Hinweis auf BRENTANOS Opposition gegen die bisherige Urteilslehre — als einen Bewuftseinszustand sui generis. Doch das sui generis scheint nur dem Vorstellen (conception) gegenüber gemeint. Denn anderwärts nimmt der Verfasser keinen Anstand, den Glauben bald für eine Emotion zu erklären bald vollständig mit dem Willen zu identifizieren (320 ff.) Ja! auch daran hindert ihn obiger Ausspruch nicht, zu finden, HUME habe wesentlich das Richtige getroffen, indem er sagte: that belief in anything was simply the having the idea of it in a lively and active manner (295). Und wiederum werden sowohl HUME wie BRENTANO verlassen, wenn S. 287 wie als etwas Selbstverständliches und nie Angefochtenes das alte Dogma erneuert wird, dafs zu jedem Urteilen oder Glauben wesentlich eine Verbindung von Vorstellungen (Subjekt und Prädikat) gehöre. Danach wird man sich nicht wundern, wenn J. auch darin ohne jedes Bedenken wieder der Tradition folgt, dafs er — trotz BRENTANOS überzeugendem Nachweis, wie der Begriff der Existenz gleich dem der Wahrheit durch Reflexion auf das (richtige und bejahende) Urteil entstehe — ihn umgekehrt und vermöge eines offenkundigen Hysteron-proteron zur Definition jenes Phänomens verwendet. Sieht man zu, was denn nach unserem Autor der Gehalt des viel mißhandelten Begriffes sein soll, so bemerkt man sofort, dafs er ihn mit dem ganz anderen Begriffe des Realen verwechselt.¹ Reality und existence bedeutet ihm völlig permiscue bald das Existierende (d. h. richtig verstanden: alles, was mit Recht anerkannt werden kann, im Gegensatz zum Falschen), bald das Reale (d. h. das Sachhaltige im Gegensatz zu etwas, was ein

¹ Vgl. über beide Begriffe BRENTANO, „Vom Ursprung sittlicher Erkenntnis“, S. 64, und meinen 2. Artikel „Über subjektlose Sätze“ u. s. w. in der *Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Philosophie* VIII, S. 169 ff.

blofser Mangel, eine blofse Möglichkeit, ein blofs Vorgestelltes u. s. w. ist). Die Folge davon ist sofort, dafs er den Umstand, ob das mit Recht Anerkenbare ein Reales oder Nichtreales (z. B. ein Pferd oder ein blofs vorgestelltes Pferd) ist und die Unterschiede des Realen untereinander als Differenzen in der Weise der Existenz fafst. Doch dies hat er mit vielen gemein. Aber etwas Anderes ist ihm eigentümlich: er vermengt die Begriffe real und existierend nicht blofs untereinander, sondern auch noch mit einem Dritten und Vierten. Nennt er doch real und existierend auch alles, was thatsächlich — wenn auch ganz unberechtigt — von irgend jemand anerkannt wird, so lange es Gegenstand des Fürwahrhaltens oder (was dasselbe sein soll) der Aufmerksamkeit ist; ja — denn das soll nach J. abermals identisch sein — alles, was thatsächlich jemandes Interesse erregt, so lange es dies thut. Dadurch bekommt er neue und schliesslich unzählige „Weisen der Existenz“. Es giebt nämlich, wie sich herausstellt, nach ihm vor allem so viele Welten, each with its own special and separate style of existence, als man vom deskriptiven und genetischen Gesichtspunkte allgemeinere und speziellere, ja speciellste und nur in Einem Individuum verwirklichte Klassen des Glaubens und Wahns und des Geglauten und Gewählten unterscheiden kann; von den „Welten“ der idola tribus und denjenigen eines ganzen Zeiten und Völkern gemeinsamen religiösen Glaubens angefangen bis zu den unzähligen Welten der individuellen Meinungen und des Irrsinns. Alles ist „real“, nur jedes after his own fashion. Das Interesse, das J. mit dem Glauben identifiziert, trägt dann mit all seinen Differenzen (ästhetisches, praktisches u. s. w.) überdies zur Vermehrung der „Existenzweisen“ bei. Und indem der Verfasser beim Interesse mit Recht, bei der Überzeugung mit weniger Berechtigung etwas wie Intensitätsgrade unterscheidet, kommt er dazu, auch noch allen Ernstes von einem Unterschied zwischen mehr und weniger „real“ oder existierend zu sprechen. Ein Anfänger mufs diesem Knäuel von Äquivokationen und dem damit verbundenen, alle Begriffe verwirrenden Subjektivismus völlig ratlos gegenüberstehen. Dafs auf Grund einer so unexakten Beschreibung des Urteils die Untersuchung der genetischen Gesetze nicht befriedigend ausfallen kann, ist selbstverständlich. Es stände wahrlich schlimm um den, endlichen Sieg der Wahrheit, auf den wir alle hoffen, wenn alles zuträfe was J. über die Genesis unserer Überzeugungen lehrt. Aber zum Glück ist eben Glauben und Interesse und Mißsachten und Nichtglauben doch nicht, wie er meint, ein und dasselbe.

Das XXII. Kapitel handelt vom Schliessen (Reasoning) und vom Unterschied zwischen menschlichem und tierischem Verstand. Wenn J. die Wurzel dieses Unterschieds in der Unvollkommenheit sucht, womit die Tiere nach Ähnlichkeit assoziieren, so fragt sich, ob nicht eben dieses Faktum psychologisch noch einer weiteren Analyse bedürftig und fähig ist.¹ Das kurze XXIII. Kapitel, über die Erzeugung der Bewegungen,

¹ Vgl. darüber unseren 6. Artikel „Über Sprachreflex, Nativismus und absichtliche Sprachbildung“ in der *Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Philosophie* XIV., S. 74 ff.

ist fast ganz physiologisch. Reichhaltig an eigenen und fremden Beobachtungen ist das XXIV. Kapitel über die Instinkte. Ebenso das XXV. über die Emotionen, das sich vornehmlich mit den die Gemütsbewegungen begleitenden körperlichen Veränderungen und Ausdrucksbewegungen beschäftigt. Nach J. ist nämlich, was man sich gewöhnlich unter Emotion denkt, in den meisten Fällen eine Fiktion. Richtige Beobachtungen ins Ungebührliche überspannend, lehrt er, vom Zorn, von der Furcht, dem Staunen, und überhaupt von den meisten Emotionen bleibe nach Abzug der Empfindungen und Lust- und Unlustgefühle, welche die bezügliche körperliche Alteration begleiten, nichts übrig aufser einem kalten, farblosen und neutralen intellektuellen Zustand. „Die körperlichen Veränderungen folgen direkt auf die Wahrnehmung der uns erregenden Lage, und das Innwerden (feeling) dieser Veränderungen ist die Emotion“ II., 449. Den Ursprung der sog. Ausdrucksbewegungen behandelt der Verfasser indem er DARWIN zu ergänzen sucht. Dieser soll ein Prinzip, welches J. dasjenige „einer ähnlichen Reaktionsweise gegenüber analogen Reizen“ nennen möchte, nicht genügend beachtet haben. Die vom Verfasser dafür angeführten Beispiele sind aber in Wahrheit nichts Anderes als Fälle des DARWINSchen „Prinzips zweckmäßiger assoziierter Gewohnheiten“, und es ist ein allgemeiner Zug der Gewohnheit, daß sie nicht bloß unter gleichen, sondern auch unter bloß ähnlichen und analogen Umständen wirksam ist.¹ Dagegen hat DARWIN übersehen, daß manche unserer Ausdrucksbewegungen auf einer Analogie der Geberde zu dem, was durch sie ausgedrückt wird, beruhen, wie z. B. das Kopfnicken auf einer Analogie zwischen der körperlichen Hinwendung zu etwas und dem seelischen Verhalten des Beistimmenden, der (wie auch die Sprache metaphorisch sagt) sich zu der Ansicht „hinneigt“. Diese eigentümliche Quelle von Ausdrucksbewegungen verkennt aber auch J., und doch wäre sie mit mehr Recht als ein neues Prinzip der „Analogie“ oder des „symbolischen“ Ausdrucks zu DARWINS Prinzipien hinzuzufügen.²

Das XXVI. Kapitel, vom Willen, enthält u. a. eine eingehende Erörterung der Streitfrage um die Existenz der sog. Innervationsempfindungen und entscheidet sich gegen dieselbe. Was die Erörterung der Natur und wesentlichen Momente des Willensphänomens betrifft, so kann ich nicht verhehlen, daß sie mir an analogen Mängeln zu leiden scheint, wie die Charakteristik des Glaubens oder Urteils. Sie verwechselt die fragliche Erscheinung mit anderem, was als Bedingung oder Folge damit zusammenhängt, und enthält neben Äquivokationen schwer oder ganz unvereinbare Angaben. Vor allem vermengt J. (ähnlich wie WUNDT³) beständig Wille und Willenshandlung, was beides bei ihm will und volition heißt, und faßt überdies, wo er vom Verhältnis des Willens zu den Gedanken (idea, thought) spricht, den letzteren Ausdruck konfus bald im Sinne des Gedachten, bald im Sinne des Denkens. Nur so kann

¹ Vgl. unseren 7. Artikel „Über Sprachreflex u. s. w.“ *Vierteljahrsschrift u. s. w.* XIV., S. 456 ff.

² Vgl. darüber meinen „Ursprung der Sprache“ 1875. S. 93 ff.

³ Vgl. darüber unseren III. und IV. Artikel „Über Sprachreflex u. s. w.“ a. a. O. X., S. 357–364 und XIII., S. 195–220.

ich es einigermaßen verstehen, wenn er aufs ausdrücklichste will oder volition mit der Aufmerksamkeit identifiziert (II., 561, 562, 564, 571 u. ö.; I., 447: volition is nothing but attention); nur so, wenn er erklärt, dasjenige, dem sich der Wille zuwende, sei stets eine Vorstellung und das Wesen des Wollens wie der Aufmerksamkeit bestehe darin, daß der Geist eine Vorstellung, die sonst ent schlüpfen würde, festhalte und sich mit ihr erfülle (II., 559 ff. 564, 567).¹ Damit kann — wir sagten ähnlich schon WUNDT gegenüber — vernünftigerweise blofs gemeint sein, daß auch der äusseren Willenshandlung stets eine innere, auf ein Vorstellen gerichtete, vorausgehen müsse. Und wenn J. dann doch anderwärts (568) selbst bemerkt, manchmal müsse zur „Aufmerksamkeit“, obschon sie das Erste und Fundamentale beim „Wollen“ sei, noch „die ausdrückliche Billigung der Wirklichkeit dessen hinzukommen, worauf die Aufmerksamkeit gerichtet“ sei, so scheint mir vielmehr, daß, wo das zu Verwirklichende eben nicht ein blofses Vorstellen, sondern etwas Anderes, z. B. eine äussere Bewegung ist, jene von der „Aufmerksamkeit“ (d. h. nach J.: dem Festhalten der Vorstellung) verschiedene „Billigung“ thatsächlich jedesmal vorhanden sein müsse, damit man in Wahrheit nicht blofs von einer inneren, sondern auch von einer äusseren Willenshandlung und einem auf etwas Äusseres gerichteten Wollen sprechen könne.² Daß der Wille oder jene Billigung (consent) auch dann auf ein Vorgestelltes gerichtet und in diesem Sinne Wollen immer eine relation between the mind and its ideas sei, wird aufser SCHOPENHAUER niemand leugnen. — Nach dem Gesagten wird man sich nicht wundern, daß ich auch damit nicht einverstanden bin, wenn J. in Bezug auf unsere (äusseren) Handlungen zwei Fälle unterscheidet, nämlich den, wo einer Bewegung blofs die Vorstellung der Folgen, welche dieselbe für unser Empfinden haben wird, vorausgehe, und andere Fälle, wo hierzu noch ein anderes psychisches Antecedens hinzutrete in der Form eines Fiat, eines Befehls, einer Entschliessung, Billigung (consense), und wenn er doch beide Arten von Vorgängen für Willenshandlungen, ja die erste, die ideomotorische, Aktion sogar als den eigentlichen Typus des „Willensprozesses“ bezeichnet (522). Meines Erachtens sind diese Aktionen, wo die Vorstellung der Bewegung ihr einziges psychisches Antecedens bildet, keine Willenshandlungen. Zum Wesen der Willenshandlung gehört immer und überall jenes Fiat, das Moment der Billigung (the element of consent);³ nur braucht ihm nicht Überlegung und zauderndes

¹ The point, to which the will is directly applied, is always an idea.

² Ich verstehe aber selbst von J's. Standpunkte nicht, wie es mit seinem obigen Zugeständnisse zu vereinigen ist, wenn er anderwärts (z. B. II. 571) Aufmerksamkeit und Billigung (consent) geradezu identifiziert.

³ So sagt der Verf. selbst ganz richtig S. 501. (The fiat, the element of consent . . . constitutes the essence of the voluntariness of the act.) Und ich begreife schlechterdings nicht, wie er wenige Zeilen darauf doch wieder behaupten kann, nur in einigen Fällen, nicht immer, brauche dieses Fiat unseren Willenshandlungen (voluntary acts) vorauszu gehen.

Schwanken vorauszugehen, wie manche Stellen bei James (z. B. S. 522, 528 ff.) zu sagen scheinen. Das hiesse, Wollen mit überlegtem Wählen verwechseln. — Den Schluss des Kapitels bilden die Abschnitte über die Freiheit und die Erziehung des Willens. In ersterer Beziehung bekennt sich J. als Anhänger des Indeterminismus; doch aus ethischen Gründen, von denen der Psychologe ein Recht habe, abzusehen und ihrer ungeachtet für seine wissenschaftlichen Zwecke den Determinismus zu postulieren. (Die ethischen Überzeugungen J's. sind also wohl nicht auf Einsicht gegründet? Oder kann Einsicht der Einsicht widerstreiten?) Das XXVII. Kapitel giebt eine treffliche und von besonnener Kritik getragene Übersicht über die Erscheinungen und Theorien des Hypnotismus. Das XXVIII. Kapitel. (Die notwendigen Wahrheiten und die Wirkungen der Erfahrung) bringt mehr zur Sprache, als der Titel vermuten läßt, nämlich aufer dem, was man erwarten würde, auch das ganze Gebiet der sog. Psychogenese, in Bezug auf welches J. aber mit Recht noch mehr des Dunkels als des Lichtes gewahren will.

II. Schon dieser Überblick über J's. Werk hat den Leser erkennen lassen, daß zwar darin fast alle Fragen, denen sich heute der Psychologe zuwenden kann, irgendwie zur Behandlung kommen, aber nicht alle mit gleicher Sorgfalt und mit gleichem Erfolg. Und sofern dieser Umstand, der natürlich den eigentümlichen Charakter und Wert des Buches mitbestimmt, aus gewissen Grundanschauungen des Verfassers über die Aufgaben und Methoden der Psychologie und speziell auch über die Möglichkeit und Grenzen psychologischer Analyse fließt, können wir nicht umhin, darauf noch eigens einen Blick zu werfen.

1. Was die Aufgabe der psychologischen Forschung betrifft, so ruht nach der Meinung von J. das Hauptgewicht auf der Erforschung der genetischen Gesetze.¹ Die Beschreibung und Klassifikation bildet eine niedere Stufe der Untersuchung und hat zurückzutreten, sobald genetische Fragen formuliert sind. Lange habe die deskriptive Arbeit die Hauptbeschäftigung der Psychologen gebildet; heute aber sei reichlich die Zeit gekommen zum Aufsteigen auf jene höhere Stufe, und J. begrüßt es, daß dementsprechend auch in der Methode der Forschung ein Umschwung nach der experimentellen und physiologischen Seite eingetreten sei. Man sehe heute, namentlich in Deutschland, eine Schar von Arbeitern mit Chronograph und Pendel an die Stelle der früheren treten, welche bloß mit den stumpfen Waffen der inneren Beobachtung dem schwierigen Gegenstand beikommen wollten, und diejenige Psychologie, der die Zukunft gehöre, gehe auch ernstlich ans Studium der Gehirnphysiologie.

Demgegenüber wollen wir nun weder bestreiten, daß die Forschung nach den genetischen Gesetzen die höhere Stufe und ihre Kenntnis das wünschenswerteste Ziel der Psychologie sei, noch daß diese Gesetze in

¹ Ich verstehe unter diesem kurzen Ausdruck im folgenden immer die Gesetze der Aufeinanderfolge und Verursachung unserer Bewusstseinszustände; nicht etwa, was man im Zusammenhang mit der Evolutionsphilosophie Psychogenese genannt hat.

letzter Instanz psychophysische sein müssen. Allein wir sind der Meinung, daß es heute noch verfrüht wäre, durchgängig dieses höchste Ziel anzustreben. Ehe der Psychologe durchweg direkt auf die Erforschung der kausalen Zusammenhänge, und insbesondere der exakten Grundgesetze des psychischen Geschehens, losgehen kann, sind noch wichtige Vorarbeiten zu erledigen. Vor allem möchte für die Erreichung der letztgenannten, im strengsten Sinne wissenschaftlichen, Stufe psychologischer Einsicht der Stand der Gehirnphysiologie noch keineswegs reif sein. Wie unexakt und vorläufig darum auch die durch bloße psychologische Beobachtung gefundenen empirischen Gesetze des Verlaufs unserer Bewußtseinsvorgänge sein mögen, so dürften die Regeln gesunder Methode doch den Tausch nicht rechtfertigen, den Derjenige einging, der auf das, was wir von solchen empirischen Generalisationen besitzen und auf analogem Wege noch ferner zu gewinnen hoffen können, verzichten wollte zu Gunsten jener luftigen Hypothesen, wie sie heute noch vielfach — in Ermangelung sicherer Kenntnisse — für eine Theorie spezieller und speziellster Zusammenhänge von Psychischem und Physiologischem ausgedient werden. Aber nicht bloß, daß unsere wirkliche Einsicht in den höchsten Zweigen der Physiologie noch recht mangelhaft ist, hindert die exakte Ergründung der genetischen psychischen Gesetze. Es bedarf dazu noch einer anderen Vorbereitung, nämlich einer exakten beschreibenden Analyse der Thatsachen des Bewußtseins. J. spricht gelegentlich von einer mikroskopischen Psychologie, die heute in Bildung begriffen sei. Ich adoptiere diesen Ausdruck, wenn ich ihn auch etwas anders deute. Wir bedürfen in der That mikroskopischer Arbeit auf dem Gebiete der Psychologie, aber vor allem noch in deskriptiver Beziehung. Eine mikroskopische Analyse des Bewußtseins thut not, eine lückenlose Angabe seiner einfachsten Elemente und ihrer elementaren Verbindungsweisen. Wo die Grenzen solcher genauen Beschreibung liegen, da liegen für uns auch die Grenzen strenger psychologischer Forschung überhaupt. Demgemäß kann ich es gar nicht billigen, wenn J. gelegentlich (II, 454) von den klassifikatorischen und deskriptiven Untersuchungen als von einer oberflächlichen Stufe der Forschung spricht, der die genetische als tiefergehende gegenüberstände. Nur exakte und in diesem Sinne tiefdringende Analyse und Charakteristik der Erscheinungen kann die Grundlage einer exakten und fruchtbaren Formulierung genetischer Fragen werden. Und man würde sehr irren, wenn man glaubte, daß solche deskriptive Arbeit schon genügend gethan sei. Manches, was in dieser Richtung Klärendes von einzelnen geboten wurde, ist noch nicht hinreichend gewürdigt und allgemein anerkannt; vieles Andere aber harret auch erst der Aufhellung und exakten Erledigung. Und in den Dienst dieser mikroskopischen Arbeit müssen meines Erachtens heute auch das Experiment und die Messung noch vorwiegend gestellt werden, wo immer dergleichen möglich ist. Damit ist schon gesagt, daß wir die Förderung keineswegs verkennen, welche die Aufgabe der Beschreibung ihrerseits von den genetischen psychologischen Kenntnissen (die ja allein eine experimentelle Beherrschung der Er-

scheinungen möglich machen) erfahren kann. Aber im großen und ganzen muß doch die Beschreibung das Frühere sein; die genetische Untersuchung kann nicht methodisch und exakt werden, ehe man sich deskriptiv klar ist, was man vor sich hat, und ob es — so, wie es erscheint und erfahren wird — einfach oder zusammengesetzt und mit anderem bereits Bekanntem gleichartig oder ungleichartig ist.

Der theoretische Irrtum des Verfassers über das, was heute der psychologischen Forschung not thut, hat natürlich auch praktische Folgen für sein Werk geäußert. Auf Schritt und Tritt begegnen wir einer gewissen Vernachlässigung des deskriptiven Elementes und der Resultate der inneren Beobachtung gegenüber genetischen, und insbesondere physiologischen, Erörterungen. Dies tritt schon in der Berücksichtigung und Wertschätzung der Litteratur zu Tage. Von den wirklichen oder vermeintlichen Beiträgen zur sog. physiologischen Psychologie sind wenige von J. unberücksichtigt geblieben, und auch manche flüchtige und unmethodische Erzeugnisse dieser Gattung begegnen einer ernstesten Diskussion und einem Respekt, den sie nicht verdienen. Dagegen sind Forschungen älterer und neuerer Zeit, die weder durch stattliche Zahlenreihen noch durch „angenehme Holzschnitte“ imponieren (und dies einfach darum, weil sie sich mit Fragen beschäftigen, die keine experimentelle Behandlung zulassen, oder mit solchen, wo der Stand der Dinge es noch verbietet, eine physiologische Ergründung der Thatsachen anzustreben) vom Verfasser nicht ebenso eingehend gewürdigt und benutzt worden. ARISTOTELES finde ich gar nicht beachtet, und LOCKE, D. HUME, die beiden MILL u. a. erfahren eine Kritik, die zuweilen wohl schärfer im Ausdruck, als gerecht in der Sache ist.

Analog wie mit der Berücksichtigung der Resultate fremder Arbeit, so ist es aber auch mit J.'s eigenen Beiträgen zur Forschung. Mehr als einmal scheint er mir verfrüht auf die Frage nach den physiologischen Substraten gewisser psychischer Vorgänge sich einzulassen, so namentlich bezüglich des „Zeitsinnes“, bezüglich der allgemeinen Begriffe und Relationsgedanken, bezüglich der sog. Phantasievorstellungen im Verhältnis zu den Empfindungen und wiederum der „Wahrnehmungen“ im Verhältnis zu beiden. (Vgl. Kap. IX., XII., XV., XVIII., XIX.) Wäre auch von physiologischer Seite kein Hindernis mehr zu einer gründlichen Behandlung dieser Probleme, so bestände doch — bei J. wenigstens — ein solches von psychologischer Seite. Denn seine deskriptiven Angaben über die Natur und das gegenseitige Verhältnis jener psychischen Erscheinungen können vor der Kritik keineswegs bestehen. (Wir kommen darauf zurück.) Je nach der Lösung dieser Aufgabe aber wird schon die Fragestellung im genetischen Teil der Untersuchung ganz verschieden ausfallen. Und so wäre wohl die Mühe einstweilen besser noch auf eine exakte Erledigung jener beschreibenden Arbeit verwendet gewesen.

Aber nicht bloß hier, sondern auch sonst vielfach scheint mir der Verf. die Beschreibung zu nebensächlich und zu wenig gründlich zu behandeln. Öfter, und selbst in den wichtigsten Punkten, sind seine deskriptiven Angaben unter sich nicht in Harmonie oder wenigstens, infolge un-

gewöhnlicher Sorglosigkeit hinsichtlich der Terminologie und allzugroßer Vorliebe für Bilder und Vergleiche, unklar und verschwommen. Dazu kommt, daß nicht selten genetische Gesichtspunkte in störender Weise mit den deskriptiven vermengt und kausale Beziehungen der Bewußtseinszustände zu ihren Ursachen und Folgen (seien diese nun psychologisch oder physiologisch) mit inneren Merkmalen derselben verwechselt werden. Gelegentlich sehen wir wirkliche oder hypothetische Eigentümlichkeiten des physiologischen Substrats der psychischen Vorgänge ohne genügende Berechtigung auf letztere übertragen, oder wenigstens ihre Angabe als Surrogat für eine exakte psychologische Analyse und Charakteristik dargeboten und letztere darüber versäumt oder vorzeitig fallen gelassen. In anderen Fällen neigt der Verf. dazu, wichtige Unterschiede, die die innere Erfahrung an den Bewußtseinszuständen zeigt, zu verwischen und zu übersehen, weil unsere mangelhafte Kenntnis der Gehirnvorgänge heute auch nicht einmal hypothetisch gestattet, jeder Verschiedenheit im Psychischen eine korrespondierende im Physiologischen gegenüberzustellen. In beiden Fällen sind durch verfehlte Verwendung von genetischen Kenntnissen oder (was öfter der Fall ist) Hypothesen für die Beantwortung deskriptiver Fragen die Resultate der inneren Beobachtung getrübt. Und dies ist der schlechteste Dienst, den man einer einstigen, allseitig exakten und durchgreifenden „physiologischen Psychologie“ leisten kann.

Beispiele für diese Mangelhaftigkeit der Beschreibung bei J. ergaben sich zum Teil schon im Referat. Ausdrücklich sei nur noch auf wenige Züge hingewiesen, die seine Sorglosigkeit in diesem Punkte illustrieren.

a. Für jeden, dem es darum zu thun ist, feste Linien zu gewinnen für die Orientierung in dem bunten Gewebe unseres psychischen Lebens, scheint es mir ein unentbehrliches Geschäft, vor allem eine klare Scheidung der Grundklassen psychischer Thätigkeit vorzunehmen, d. h. darüber ins Reine zu kommen, wie viele fundamental verschiedene Weisen des Verhaltens der Seele zum mentalen Objekt die innere Erfahrung zeige. Bei J. finde ich diese Frage weder klar formuliert (sie wird, wie wir schon im Referate andeuteten, mit ganz anderen vermengt), noch befriedigend gelöst. Die Antwort bleibt dunkel und in schwer oder gar nicht vereinbaren Angaben befangen. Von speziellen psychischen Zuständen treffen wir vor allem folgende Klassennamen: Sensationen, Phantasiebilder (images), thoughts, knowledges, cognisances, Anerkennen, Leugnen, Interesse, Verlangen, Wunsch, Wille, Lust und Schmerz, Emotionen der Furcht, des Schreckens, Zornes u. s. w. Wenn wir einer Äußerung I. S. 216 vertrauen dürfen, so würde aber J. in all diesen Phänomenen nur zwei grundverschiedene Weisen der intentionalen Beziehung erblicken. Sie wären sämtlich teils cognitive teils emotional relations oder — wie sofort auch gesagt wird — teils ein knowing, teils ein welcoming und rejecting. Allein man vermißt eine irgendwie eingehendere Begründung dieser Behauptung und wird nicht ins Klare gesetzt über die Zuordnung der spezielleren Erscheinungen zu diesen zwei Grundklassen. Es erhebt sich vor allem die Frage, was

wir uns dabei unter emotionell zu denken haben. Im XXV. Kapitel, das ausdrücklich von den „Emotionen“ handelt, lehrt J., bei den meisten dieser Vorgänge lasse sich schlechterdings kein anderes Bewusstseins-element konstatieren, als einerseits die Perzeption der erregenden Lage — was aber, für sich betrachtet, ein kalter „Erkenntnis-Zustand“ ohne jede emotionelle Wärme sei — und andererseits das von Lust oder Schmerz begleitete Innwerden (feeling) der körperlichen Resonanz d. h. der mannigfachen physischen Alterationen, welche (nach des Verf. Meinung un mittelbar) von jener Perzeption in uns hervorgerufen werden. So soll es sich ganz zweifellos bei allen sogen. größeren Emotionen wie Furcht, Schrecken, Zorn u. s. w. verhalten. Aber genau besehen auch bei den meisten feineren. Zu diesen rechnet J. nämlich die ästhetischen, moralischen und intellektuellen Freuden und Leiden, und nur bei den ästhetischen Emotionen will er primäre Lust- und Unlustgefühle als einen Bestandteil des psychischen Zustandes zugeben. Bei den ethischen und logischen spielen nach seiner Meinung wieder jene Reflexgefühle die größte Rolle, so dafs, wenn sie hinwegfielen, nur ein neutraler intellektueller Zustand übrig bliebe, der nicht wahrhaft den Namen einer Emotion verdiente. Auch bei jenen ästhetischen Gefühlen aber — das wird ausdrücklich betont — sei das Vergnügen stets an Sinnesqualitäten (Farben, Töne u. dgl.) geknüpft. Und so erscheint denn danach ausgemacht, dafs nach J. das spezifisch emotionelle Element eines psychischen Zustands, dasjenige, wodurch er sich fundamental von einem blofs „erkennenden“ unterscheidet, stets und in allen Fällen in einem sinnlichen Lust- oder Unlustgefühl bestehe. Aber wie? wenn er nun auch das Urteilen oder Glauben für eine Emotion erklärt? Unmöglich kann man es doch der Lust oder Unlust an Sinnesqualitäten, weder einer primär noch sekundär entstandenen, gleichsetzen. Und dieselbe Schwierigkeit erhebt sich bezüglich des Willens, der nach J. ebenfalls zu den emotionellen Zuständen gehören soll, was schon daraus hervorgeht, dafs er ihn aufs ausdrücklichste mit dem Glauben identifiziert (II. S. 321). Ich weifs demgegenüber keinen Ausweg, als etwa die Annahme, dafs J. den Ausdruck Emotion oder emotionell, ohne sich klar darüber zu sein — jedenfalls ohne es deutlich zu sagen — in einem engeren und weiteren Sinne gebrauche. Im engeren Sinne würde der Name nur die sinnlichen Lust- und Unlustgefühle umfassen; im weiteren dagegen wäre er allgemeinere Bezeichnung für eine Grundklasse psychischen Verhaltens (welcome and reject), die neben jenen Gefühlen auch noch das Phänomen der „Billigung“ (consent) umschlösse, welches J. gemeinsam im Glauben und Wollen erkennen will und das ja keineswegs eine Lust (oder Unlust) an Sinnesqualitäten ist. Lust an Sinnesqualitäten und der Wille samt dem Glauben wären zwar beide ein welcome; aber mit verschiedenem Objekt und anders geartetem Ton. Nur diese Unterscheidung macht es, so scheint mir, irgendwie begreiflich, wie J. Glauben und Wollen zu den Emotionen rechnen und über die letzteren doch so sprechen kann, wie er es im XXV. Kapitel thut. Allein ob ich damit seine Gedanken errate? Wenn nämlich jene Unterscheidung wirklich die seinige ist, dann ist schwer begreiflich, wie er mit so viel Zuversicht behaupten

kann, bei den Affekten der Furcht, Hoffnung u. s. w. sei schlechterdings kein Element im Bewußtsein aufser der kalten und neutralen Perzeption der anregenden Lage und den die körperliche Resonanz begleitenden Empfindungen und Gefühlen. Man fragt sich: wenn wir im Wollen und Glauben ein welcome von uns haben sollen, das in Objekt und Ton von aller Lust und Unlust wohl unterschieden und nur im allgemeinen in der Weise der Beziehung zum Objekt mit ihnen verwandt ist, ist es dann etwas so Unerhörtes und der Erfahrung Zuwiderlaufendes, anzunehmen, daß auch bei Furcht, Hoffnung und anderen „Emotionen“ besondere Formen jenes welcome und reject vorliegen, die nicht mit den für jene Zustände charakteristischen Reflexgefühlen identisch, vielmehr nur fundamental damit verwandt sind, im übrigen aber von ihnen, und unter sich und vom Willen durch spezielle Besonderheiten abweichen? Und so bleibt hier in jedem Fall Dunkel und Befremden bei J.s Angaben zurück. Doch nicht genug! Auch ein anderer Punkt ist jedenfalls unklar, ja widerspruchsvoll. II. S. 471 wird dasjenige, was bei den meisten Emotionen übrig bleibe, wenn man die Folgen der körperlichen Erregung für das sinnliche Gefühl in Abzug bringe, ein *judicial state* genannt, dem der wahrhaft emotionelle Charakter fehle. Er sei einzu-reihen unter die *awarenesses of truth* und sei somit ein *cognitive act*. Wie sollen wir dies damit vereinigen, daß eben das Urteilen oder Glauben von J. für ein emotionelles Verhalten erklärt wurde? Sind die *judicial states* keine Urteile, obschon sie *awarenesses of truth* sind? Ferner: auch die *cognizances*, zu deren Charakter es gehöre, wahr oder falsch zu sein, rechnet J. zu den *cognitive states*, die er den Emotionen entgegengesetzt. Soll es also psychische Zustände geben, denen es eigentümlich ist, wahr oder falsch zu sein, die aber keine Urteile sind?¹ Und soll auf der anderen Seite, was J. *belief* nennt und zu den Emotionen rechnet, ein Urteil sein, aber weder wahr noch falsch und keine *awareness of truth*? Und wie kann bei alledem der Verfasser II. S. 286 ff. so sprechen, als ob er mit BRENTANOS Opposition gegen die bisherige Urteilslehre ganz eins wäre, bis auf eine Abweichung im Ausdruck, indem er nämlich das, was BRENTANO Urteil (*judgement*) nennt, lieber *belief* heißen wolle. BRENTANO hat seinerseits nicht den geringsten Zweifel darüber gelassen, daß er unter Urteil diejenigen psychischen Zustände versteht, denen es eigentümlich zukommt, wahr und falsch zu sein, und die *awarenesses of truth* sein können. Daß diese Phänomene fundamental vom bloßen Vorstellen verschieden seien, ist seine Meinung und Gegenstand seiner ausführlichen Begründung. J. dagegen will ja, so scheint es, eben diese von BRENTANO Urteil genannten Vorgänge mit dem Vorstellen in eine Klasse (*cognitive states* oder *knowing*) zusammenwerfen, und was er *belief* nennt, ist nicht das, was BRENTANO und ziemlich alle

¹ I. S. 217 wird *know* eigens vom bloßen *think* unterschieden, und die Unterscheidung scheint schlechterdings keinen anderen Sinn haben zu können, als den, daß *think* das bloße Vorstellen (*conception*), *know* dagegen ein Urteilen (speziell ein Erkennen) bedeute. Aber eben *know* wird doch S. 216 dem emotionellen Verhalten als fundamentaler Gegensatz gegenübergestellt!

Welt Urteil nennt, sondern es sind gewisse emotionelle Folgen des Urteils. Doch es ist nutzlos, weiter über die eigentliche Meinung des Verfassers zu raten und zu grübeln, wo alles in solcher Unklarheit geblieben ist.¹

Sachlich ist gewiß zu sagen, daß wenn J. das Glauben für eine emotionelle Erscheinung (im weiteren Sinne), ja für wesentlich identisch mit dem Willen hält, er eine bloße Analogie für Identität nimmt, indem ihm consent in dem Sinne wie beim zustimmenden Urteil und in dem Sinne wie bei der Hinneigung des Interesses und Willens zu etwas, davon die Rede ist, als dieselbe Weise des Bewußtseins erscheint. Die übliche Äquivokation der Sprache, die nicht bloß bei dem ebengenannten Worte, sondern auch bei den Ausdrücken affirm, adopt, welcome, reject u. a. besteht, trug zur Verwechslung bei. Als weiterer Anlaß zur Täuschung kam hinzu, daß Glaube und Wille (samt den übrigen Formen des Interesses überhaupt) kausal innig verknüpft sind, J. aber, hier wie auch sonst noch, deskriptive und genetische Gesichtspunkte konfus ineinander fließen läßt. Gemütsbewegungen und Wille sind oft Motiv des Glaubens;

¹ Vorhin hörten wir Äußerungen von J., woraus man schließen mußte, er halte den Zustand der cognizance nicht für ein Glauben (belief). Allein II 283 heißt es gleichwohl: Belief is . . . the mental state or function of cognizing reality. Ferner: I S. 300 werden assenting und negating ausdrücklich zum „aktiven Selbst“ d. h. (wie kurz zuvor, S. 297, gesagt war) zu demjenigen Gebiete psychischen Verhaltens gerechnet, welches ein welcome und reject sei, somit (nach S. 216) zum emotionellen Verhalten. Allein II 629 führt der Verfasser unter den elementaren psychischen Kategorien als eine besondere und von den Emotionen unterschiedene Kategorie: die bejahenden und verneinenden Urteile (judgements: affirming, denying) auf. Sind also assenting und affirming, negating und denying nach J. etwas wesentlich, ja fundamental Verschiedenes? Das Eine eine Emotion, das Andere nicht? — Ähnlich widerstreitende Angaben begegnen uns bezüglich des Verhältnisses von Glaube und Wille. II S. 320 sind beide aufs ausdrücklichste für identisch, für dieselbe Weise des Bewußtseins erklärt. Da lesen wir z. B.: Der Unterschied der Objekte des Willens und Glaubens sei völlig irrelevant, was das Verhalten des Bewußtseins zu ihnen anbelange. All that the mind does, is in both cases the same; it looks at the object and consents to its existence, espouses it, says „it shall be my reality“. It turns to it, in short, in the interested, emotional way. . . . Will and Belief, in short, meaning a certain relation between objects and the Self, are two Names for one and the same psychological phenomenon. . . . The causes and conditions of the peculiar relation must be the same in both. The free-will question arises as regards belief. If our wills are indeterminate, so must our beliefs be, etc. Doch II S. 568 hören wir wieder etwas ganz anderes: When an idea stings us in a certain way . . . we believe that it is a reality. When it stings us in another way, makes another connection with our Self, we say, let it be a reality. To the word „is“ and to the words „let it be“ there correspond peculiar attitudes of consciousness which it is vain to seek to explain. The indicative and the imperative moods are as much ultimate categories of thinking as they are of grammar. Wer würde danach nicht mit aller Zuversicht schließen, J. halte Glaube und Wille für fundamental verschiedene letzte Kategorien des Bewußtseins? — also das strikte Gegenteil von dem, was wir früher hörten?

umgekehrt sind viele Formen des Interesses auf Urteile gegründet, so insbesondere der Wille (der ja auf die Verwirklichung von etwas gerichtet ist) auf die Ueberzeugung, dafs sein Gegenstand als Folge des Willens eintritt und so durch unser Belieben verwirklicht werden kann. Und sogar davon kann ich J. nicht freisprechen, direkt diese Richtung des Willens auf die Verwirklichung von etwas verwechselt zu haben mit der ganz anderen Beziehung des Glaubens zur Existenz von etwas, indem er hier und dort diesen zweiten Terminus reality nennt und beides als wesentlich dasselbe Verhalten zu ihm ansieht. (Vgl. II S. 320). Doch genug von der fundamentalen Einteilung der Bewusstseinszustände bei JAMES.

b) Kein günstigeres Urteil über seine Art zu beschreiben erweckt aber auch eine speziellere Klassifikation, die ihm ganz eigentümlich ist und mittelst deren er gar manches wichtige Problem lösen will. Wir meinen seine Scheidung der seelischen Phänomene in substantive und transitive states, die er im IX. Kapitel in Zusammenhang mit der Lehre von der Kontinuität des Bewusstseins aufstellt. Der Strom unseres psychischen Lebens — damit leitet J. (I. S. 243) diese Unterscheidung ein — zeige in unverkennbarer Weise einen Wechsel verschieden gearteter Zustände, ähnlich dem Leben eines Vogels, das sich aus Flugperioden (places of flight) und Ruhezeiten (perchings, resting places) zusammensetze. Die Ruheplätze in unserem bewussten Leben (er nennt sie auch lingering consciousnesses, substantive states oder parts of consciousness) seien gewöhnlich ausgefüllt durch sinnliche Bilder (sensorial imaginations) irgendwelcher Art, deren Eigentümlichkeit darin bestehe, dafs sie eine beliebige Zeit dem Bewusstsein gegenwärtig erhalten und betrachtet werden können, und die Erreichung solcher Zustände — welche sich in der Gliederung der Rede durch den Schluß eines Satzes oder einer Periode kundgebe — bilde einen provisorischen oder definitiven Zweck unseres Denkens, den Abschluß eines theoretischen oder praktischen Gedankenganges. Die Flugstrecken dagegen (swift und internodal consciousnesses, transitive parts oder states of consciousness, evanescent facts of mind) kommen weniger in sich selbst in Betracht, denn als Mittel, uns von einem Ruheplatz zum andern überzuleiten und die Lücke auszufüllen. Darin bestehe ihre wesentliche Aufgabe. In sich selbst seien sie schwer oder gar nicht zum Gegenstand der inneren Beobachtung zu machen und als das zu erkennen, was sie sind. Über den Grund dieser Unmöglichkeit äußert sich J. nicht übereinstimmend. Nach manchen seiner Angaben (vgl. S. 643, 644, 648!) läge derselbe entweder in der großen Flüchtigkeit und dem raschen Verlauf dieser Zustände¹ oder in ihrer Unselbständigkeit oder in beidem. Nach anderen Stellen hätten wir

¹ Infolge ihrer kurzen Dauer, meint er, geschehe es, dafs our consciousness of these transitive states is shut up to their own moment, d. h.: dafs sie niemals Gegenstand eines nachfolgenden und nachträglichen Bewusstseins werden könnten. Alle Zustände aber, von denen dies gelte, entziehen sich nach seiner Ansicht nicht blofs gänzlich der inneren Beobachtung, sondern es sei, intellektuell gesprochen, als ob sie einem ganz anderen Bewusstseinsstrom angehörten. Aller intellektuelle Wert von Bewusstseins-

ihn in einer sonstwie in der Natur dieser Phänomene gelegenen Undeutlichkeit, einem „unartikulierten“ Charakter, ja geradezu in einer Unbestimmtheit derselben zu suchen (I. S. 478. 79. Anmerk.). Soviel ist sicher, daß sie nach J. oft von den Psychologen übersehen worden sind; insbesondere von den Sensationalisten, die alles Denken in eine Anzahl „bestimmter Ideen“ (definite ideas) auflösen und dem Vagen keinen Platz im psychischen Leben einräumen wollten. Es geschah dies aber, so meint er, um keinen geringeren Preis als die Zerreißung der Kontinuität des Bewußtseinsstromes, die thatsächlich gerade durch jene transitiven Zustände hergestellt werde.

Daß J. diese eigentümlichen Bewußtseinsphänomene als etwas relativ Unselbständiges betrachtet, ging schon aus früheren Angaben hervor. Er betont es noch mehr durch eine weitere Reihe von bildlichen Bezeichnungen, die er mit Vorliebe auf sie anwendet: sie sind ihm psychische Fransen (fringes), psychische Obertöne, Färbungen (suffusions), Säume oder Höfe (halos). Die substantivischen Teile dagegen sind etwas wie ein Kern (nucleus) oder Grundton. Endlich, und nicht zum mindesten, hofft er dem Leser auch noch durch Hinweis auf die physiologischen Substrate die Eigenart jener beiden Bestandteile des psychischen Lebens klar zu machen. Den substantivischen Zuständen sollen nämlich Gehirnprozesse entsprechen, die sich im Kulminationspunkt ihrer Stärke befinden. Dagegen sind die „Fransen“ das Resultat des Einflusses eben erwachender oder erlöschender, aufdämmernder oder verschwindender Intensitäten auf unser Bewußtsein.¹

Von Beispielen solcher Säume oder Fransen bringt J. teils ausdrücklich, theils gelegentlich eine reiche, nur allzubunte Fülle. Vor allem rechnet er dahin jedes Denken oder Erfassen einer Relation (feelings of relation) und alle begrifflichen Gedanken (conceptions). Die „Empfindung“ der Ähnlichkeit und des Unterschiedes ist ein Saum; aber ebenso auch der allgemeine Begriff Mensch. Und J. hält die letztere Entscheidung für das erlösende und abschließende Wort in dem langen Streit zwischen Konzeptualismus und Nominalismus. Der Nominalismus habe die Frage nach der Bedeutung der allgemeinen Namen nicht zu beantworten

zuständen, alle Möglichkeit derselben, sich mit anderen zu einem einheitlichen Gedankensysteme zu vereinigen, beruhe auf ihrer Nachdauer in der Erinnerung, und diese gehe den transitiven Zuständen gänzlich ab. — Man muß sich danach nur verwundern, wie J. überhaupt etwas, ja so viel, von ihnen zu erzählen weiß und ihnen — wie wir noch sehen werden — eine so wichtige Rolle in unserem einheitlichen Bewußtsein zuschreiben kann! Ohne Widerspruch mit seiner eigenen Theorie scheint es mir schlechterdings unmöglich.

¹ Für diese geringe Stärke der erregenden Gehirnprozesse soll wohl die Undeutlichkeit oder „Unbestimmtheit“ der fringes das Analogon sein? Der prekäre Charakter dieser Analogie bedarf keiner weiteren Bemerkung. Auch scheint J. ganz zu übersehen, daß er anderwärts (Kap. XV) in dem Einfluß der abschwindenden Gehirnprozesse auf unser Bewußtsein für eine ganz andere Erscheinung, die er selbst nicht zu den „Fransen“ rechnet, die Erklärung sucht, nämlich für den Zeitsinn d. h. das zeitweilige Zurücktreten der Eindrücke in eine anschauliche Vergangenheit.

vermocht, weil er über den konkreten und anschaulichen Bildern, den „substantivischen“ Bewußtseinstteilen, die Fransen übersehen habe. Dem allgemeinen Namen entspreche nicht eine Vielheit von individuellen Vorstellungen, wie BERKELEY, HUME und MILL geglaubt. Ihre Lehre von einem Schwarme von „Ideen“, welcher den allgemeinen Begriff ausmachen soll, bekomme aber Wahrheit, wenn man sie in die Sprache der Gehirnphysiologie übersetze — genauer: wenn man an die Stelle jeder „Idee“ einen besonderen schwach anklingenden Nervenprozess setze. Dann möge das Aggregat dieser schwachen Nervenprozesse zu seinem bewußten Korrelat eine psychische Franse haben, und diese sei der allgemeine Begriff, die Bedeutung des allgemeinen Namens. Diese Franse sei: die allgemeine Relation eines Bildes zu einer Masse anderer Bilder, die noch nicht da zu sein brauchen, ein „Gefühl“ oder eine „Intention“, daß jenes Eine für alle stehe (I. 477. 78). Jede weitere Frage nach dem Wie dieses Vorganges hält J. offenbar für unvernünftig. Wir stehen vor etwas Unanalysierbarem oder gar „Vagem“, und dem Vagen muß sein Recht in der Psychologie zurückgegeben werden.¹ Doch außer den ebengenannten rechnet er zu den „Fransen“ noch eine Menge anderer schwer zu beschreibender Zustände. So namentlich die sog. feelings of tendency z. B. die Intention etwas zu sagen (während der Inhalt der Rede noch nicht deutlich im Bewußtsein ist), die Ahnung von der Meinung eines anderen, die in uns aufleuchtet, überhaupt das schattenhafte Vorschweben des Gesamtinhaltes einer Phrase,² aber auch eines Schauspiels, eines philosophischen Systems, das „Gefühl“ davon, was für Gedanken nachkommen werden (wodurch — namentlich bei frischen Geisteskräften — unser Bewußtsein einen immensen Horizont umspanne) und ähnliches. Kurz, J. nimmt keinen Anstand, die mannigfaltigen Zustände, welche seiner eigentümlichen Klasse der „Fransen“ angehören sollen, gelegentlich unter die zwei Titel zusammenzufassen: feelings of relations und objects but dimly perceived.

Ist es aber danach noch nötig zu bemerken, daß diese seine Scheidung der psychischen Zustände in substantive und transitive states den Anforderungen, die man an eine wissenschaftliche Einteilung stellen muß, nicht entspricht? Worin soll die innere Verwandtschaft des unter das letztere Einteilungsglied Zusammengerechneten liegen? In der Undeutlichkeit der Phänomene und der Schwierigkeit, die sie der Beobachtung

¹ Dies haben nach seiner Meinung auch die Konzeptualisten verkannt, und er ruft der einen und anderen der streitenden Parteien zu: Once admit that the passing and evanescent (sc. mental facts) are as real parts of the stream as the distinct and comparatively abiding; once allow that fringes and halos, inarticulate perceptions, . . . mere nascencies of cognitions, premonitions, awarenesses of direction, are thoughts sui generis, as much as articulates imaginings and propositions are; once restore, I say, the vague to its psychological rights, and the matter presents no further difficulty. I. 478. 79, Anm.

² Die mancherlei bisher noch nicht genügend analysierten und beschriebenen Bewußtseinsvorgänge, die mit dem Sprechen und Verstehen zusammenhängen, geben dem Verf. besonders oft Anlaß, an die Klasse der „Fransen“ als das Wort des Rätsels zu appellieren.

entgegensetzen? Allein es kann doch nicht angehen, die Mängel im Resultat unserer Beobachtung, die, auch wenn sie in der Beschaffenheit des Beobachteten irgendwie begründet sind, doch eben hier noch die allerverschiedensten Gründe haben können, ohne weiteres zum Gesichtspunkt einer Klassifikation des Beobachteten zu machen, die in schwierigen Streitfragen das letzte klärende Wort bilden soll und von Rechtswegen auf ein einheitliches, wesentliches und weiter nicht analysierbares Merkmal gegründet sein müßte. Oder soll die Verwandtschaft in der Unselbständigkeit liegen? Allein ist die Unselbständigkeit eines Relationsgedankens, der nur auf Grund einer gleichzeitigen Vorstellung der Termini, sowie die eines allgemeinen Begriffs, der nur gebaut auf eine entsprechende Anschauung möglich ist — und für welche darum das Bild von dem „Oberton“ und der Name „Franse“ einige Berechtigung hat — ist diese Unselbständigkeit gleichartig mit der Unselbständigkeit eines Gedankenlaufs, der nur sofern Interesse hat, als er zu einer gewissen theoretischen Konklusion oder einem praktischen Entschlusse führt, und worauf das ganz andere Bild von den Flugperioden und der Name *transitive state* einigermassen paßt?¹ Es springt in die Augen, daß J. hier ganz Verschiedenartiges zusammengerechnet hat, und daß etwas in Wahrheit ganz gut ein substantivischer resp. transitiver Zustand im einen Sinne sein kann, ohne es im anderen zu sein.

c) Wie der Widerstreit seiner deskriptiven Angaben, so ist auch die allzugroße Bildlichkeit seiner Art zu beschreiben an diesem Beispiele wohl von selbst dem Leser aufgefallen. Sie kehrt anderwärts wieder und giebt, an Stelle trockener technischer Termini tretend, der Darstellung zwar eine gewisse Frische und Farbigkeit; aber es ist eine künstlerische Schönheit, welche auf Kosten der Exaktheit und Klarheit und darum bei einem wissenschaftlichen Werke zu teuer erkaufte ist. — Und auch wo nicht die Bildlichkeit überwuchert, ist doch vielfach ein über die

¹ Dies wenigstens sofern, als die Prämissen der Konklusion und die praktischen Erwägungen dem Willensentschlusse vorausgehen, und Konklusion und Entschlusse auch noch im Bewußtsein sein können, wenn jene entschwunden sind. Doch darf nicht vergessen werden, daß, so oft die Konklusion als solche und der Entschlusse als motivierter im Bewußtsein sein soll, es nicht genügt, daß ihnen die motivierenden Bewußtseinsphänomene vorausgegangen sind, sondern sie auch gleichzeitig mit ihnen gegenwärtig sein müssen.

Aber es scheint fast, als ob J. sogar die Relationsgedanken wahrhaft in dem Sinne für „transitive“ Zustände halte, daß sie nach seiner Meinung zeitlich zwischen den substantivischen stattfänden (vgl. I S. 243 ff. und S. 495—98), und als ob zu dieser seiner Unklarheit über die wahre Stellung jener Gedanken eine falsche, von der Sprache hergenommene, Analogie beigetragen habe. Er nennt sie nämlich (I 643.) gelegentlich auch präpositionale und konjunktionale Zustände, und bemerkt, den Partikeln unserer Rede entsprächen objektiv die Relationen der Dinge, subjektiv aber eben jene transitiven oder Relationsgefühle. Auch müsse man eben so gut von einem feeling of if, but, and u. s. w. reden, als von einem feeling of red, blue u. dgl.

Allein, auch wenn es im übrigen wahr wäre, daß die Partikeln Relationen bezeichneten, würde natürlich nicht folgen, daß die Relationsgedanken ähnlich wie die Partikeln zeitlich zwischen die den anderen

Mafsen äquivoker und vager Charakter an der Terminologie zu beklagen. Wenige Psychologen wird es heute geben, die nicht bedauern, daß ihre Wissenschaft sich immer noch nicht, so wie andere Disziplinen, von der Vieldeutigkeit und Unexaktheit des populären Sprachschatzes emanzipiert und zum sicheren Besitz und der konsequenten Verwendung einer genügenden Anzahl eindeutiger und scharfer technischer Ausdrücke durchgerungen hat. J. jedoch scheint diese Gefühle und Wünsche nicht zu teilen. Nicht blofs nimmt er ohne Widerstreben eine Menge Ausdrücke in der ganzen Verschwommenheit und Vieldeutigkeit ihres populären Gebrauchs auf; er zeigt in gewissen Fällen auch nicht übel Lust, die Schranken, die gemeinhin noch vor der völligen Alldeutigkeit gewisser Bezeichnungen schützen, seinerseits niederzureißen. So wenn er erklärt, er werde *thought* und *feeling* abwechselnd für alle Bewußtseinszustände gebrauchen. Vorübergehend — wir erwähnten es schon — scheint er zwischen *think* und *know* eine Scheidung in ihrem Gebrauche machen zu wollen, und zwar so, daß ersteres ein bloßes Vorstellen, dieses ein Erkennen, also eine besondere Form des Urteilens, bedeutete. Aber im Handumdrehen wird dies wieder aufgegeben. *Know* steht auch wieder, wo offenbar ein bloßes Vorstellen (*Conception*) gemeint ist, ja auch, wo es bloß Bewußtsein überhaupt bedeuten kann. Daß es dann, wo Urteilen seine Bedeutung ist, ebenfalls nicht bloß ein Erkennen d. h. ein einsichtiges Urteilen, sondern wieder jedes beliebige blinde Urteil bezeichnen kann, wird danach nicht mehr wunder nehmen. Und öfter ist man — bei aller Achtsamkeit auf den Zusammenhang — ratlos, welche von all diesen Bedeutungen dem Autor vorschwebt. Ähnlich ist es mit einer ganzen Reihe anderer Ausdrücke. Sie werden schier alldeutig für das psychische Gebiet gebraucht trotz zeitweiser Anläufe zu einer engeren Definition und einer ihr entsprechenden Verwendung.

Nach alledem muß man wohl sagen, daß J. das Geschäft der Beschreibung und was damit zusammenhängt, in einer unberechtigten Weise

Redeteilen entsprechenden Gedanken fallen müßten oder könnten. Schon darum, weil alles, was zum Sinne eines einheitlichen Satzes gehört, gleichzeitig im Bewußtsein des Verstehenden sein muß und insbesondere eine Relation nicht ohne ihre Termini vorstellbar ist. Doch auch jene Voraussetzung trifft nicht einmal zu, und J. ist überhaupt hinsichtlich der wahren Funktion der Partikeln sehr in der Irre. Gäbe es ein *feeling of if*, but u. dgl., so müßte *if*, but entweder ein Name oder eine Aussage, oder aber der Ausdruck einer Gemütsbewegung, eines Wunsches oder Willens sein. Nichts von alledem ist der Fall. Die Partikeln haben gar keine selbständige Bedeutung. Sie sind bloß mitbedeutend oder synkategorematisch, und dabei ist ihre Funktion überdies eine sehr verschiedenartige. Nicht alle sind Teilausdruck einer Vorstellung (was der Anschauung von J. noch am nächsten käme); andere sind Teilausdruck für Urteile und für noch kompliziertere psychische Zustände, wo man auch nicht einmal das sagen kann, daß sie mitbedeutend zu einer Relation in besonderer Beziehung ständen. Und wie man dies nicht immer sagen kann, so kann man auch umgekehrt nicht sagen, daß die „Substantive“ nie eine Relation bedeuteten. Oder kann ich eine Relation nicht nennen? und ist sie dann nicht durch ein „Substantiv“ bezeichnet und, wenn die Analogie zutrifft, somit ein „substantivischer Zustand“ in J.s Sinne?

als etwas Untergeordnetes und Vorläufiges behandelt; als sei es etwas, was leichtin und ohne große Ängstlichkeit abzuthun auch dem wissenschaftlichsten Forscher, ja wohl diesem erst recht, gestattet wäre. Und dies ist ein Fehler, welcher den Wert seines Buches bedeutend schmälert.

2. Doch wir haben noch einer anderen Eigentümlichkeit des Werkes zu gedenken: seiner Anschauungen über psychologische Analyse. J. hält eine solche durchaus nicht in der Weise für möglich, wie man es bisher fast allgemein that, und übt gerade in dieser Hinsicht oft und recht zuversichtlich Kritik an seinen Vorgängern. Seine bezügliche Opposition tritt insbesondere im Zusammenhang mit der schon erwähnten eigentümlichen Lehre von transitiven Zuständen oder psychischen Fransen auf. Hier vor allem, meint er, müsse die introspektive Psychologie die Flinte ins Korn werfen und darauf verzichten, mit ihren plumpen Mitteln die feinen Strömungen des Bewußtseins festhalten, den einheitlichen Gedanken in Teile zerlegen und jedem Teile sein Objekt zuweisen zu wollen. Doch reichen die prinzipiellen Sätze, die J. der bisherigen Anschauung von der Möglichkeit einer Analyse des Bewußtseins entgegengesetzt, noch über jenes Gebiet hinaus; ja, sie sind so weitgreifend und — sagen wir es gleich — so bedenklich, daß der Verfasser selbst sie nicht konsequent festzuhalten vermag.¹ Wir erachten es gleichwohl für angezeigt, etwas auf sie einzugehen, weil sich mit dem Falschen Richtiges verknüpft — was wir gerne anerkennen — und ihm zugleich einen Schein von Berechtigung giebt, den wir — soweit die Kürze der Behandlung es zuläßt, — zerstören möchten. Sind doch klare Ansichten über diesen Punkt und eine methodisch konsequente Durchführung derselben eine Lebensfrage für die Psychologie.

Die gewöhnliche Lehre der Psychologen ist, daß, wie auch immer unser psychisches Leben als Ganzes einem unablässigen Wechsel unterworfen sei, dennoch in späteren Zeitpunkten gleiche Elemente wiederkehren, wie sie in früheren da waren, und daß z. B. ein solcher Fall vorliege, wenn wir zu zwei verschiedenen Malen die Vorstellung von Farbe oder Ton haben. Im Zusammenhang damit hielten sie es für eine ihrer fundamentalsten Aufgaben, diese Teile, Seiten oder Momente, in welche sich der jeweilige psychische Gesamtzustand für das Auge der vergleichenden Beobachtung zerlegt, samt deren elementaren Verknüpfungsweisen lückenlos aufzuzählen und mit mikroskopischer Genauigkeit zu charakterisieren, um den neuen Wellen des Stromes nicht immer

¹ Dies sei ein für allemal bemerkt, da der Raum es nicht gestatten wird, auf bezügliche Details einzugehen. — II. S. 45 will J. offenbar einem solchen Vorwurf vorbeugen, indem er bemerkt, er werde selbst gelegentlich die gewöhnliche Redeweise gebrauchen und von einer Zusammensetzung und Kombination von Ideen reden; doch geschehe dies lediglich für popularity and convenience. In Wahrheit liegen aber vielerorts, und oft dort, wo J. es am wenigsten glaubt, wirkliche Inkonssequenzen vor. Es ist eben — wie wir sehen werden — schlechterdings unmöglich, alle Zusammensetzung in die wirklichen Objekte oder Reize zu verlegen und sie vom Psychischen und seinen Inhalten gänzlich auszuschließen. Das Eine widerstreitet dem Anderen.

wieder wie etwas absolut Neuem gegenüberzustehen — was ja dem Verzicht auf ein wissenschaftliches Erfassen des Gegenstandes gleichkäme —, sondern jede Phase unbeschadet ihrer konkreten Besonderheit doch so weit wie möglich als ein aus schon bekannten Elementen verflochtenes und aufgebautes Gebilde verstehen zu lernen.

Dieser Art von Psychologie nun erklärt J. einen erbitterten Krieg. Es ist nach ihm ein gewaltiges Versehen (huge error), wenn man glaubte, der in einem bestimmten Augenblick gegenwärtige Bewusstseinszustand sei zusammengesetzt aus einer Vielheit von Teilen, z. B. Empfindungen, Ideen, Gedanken u. s. w., die in früherer Zeit schon dagewesen sein und später wiederkehren könnten. Unser Bewusstsein ist nach seiner Meinung in jedem Moment etwas absolut Einfaches, (an absolutely unique pulse of thought). Weder können wir mehrere gleichzeitige Empfindungen noch neben Empfindungen höhere Zustände in ihm unterscheiden. In der Perzeption z. B. sind die Sensationen nicht enthalten, und im Akt des Unterscheidens nicht die Vorstellungen der unterschiedenen Termini.¹ Überhaupt ist, was die gewöhnliche Psychologie von sogenannten einfacheren Bewusstseinszuständen in einem sogenannten komplizierten „enthalten“ sein läßt, nicht eigentlich, sondern nur modifiziert in ihm gegeben. Er ist irgendwie ein Äquivalent davon, so wie die Kurve ein Äquivalent von zahllosen kleinen Geraden; aber er ist nicht daraus zusammengesetzt und läßt sich nicht daraus konstruieren. Zwei successive Ideen, welche „dasselbe Objekt vorstellen“, sind nicht derselbe Bewusstseinszustand, so daß die gewöhnliche Psychologie ganz irre ist, wenn sie immer so spricht: as if the vehicle of the same thing-known must be the same recurrent state of mind. Nicht dieselbe Vorstellung (idea) kehrt zweimal wieder, sondern nur dasselbe „Objekt“, und nur die Objekte sind zusammengesetzt, nicht die Ideen und Bewusstseinszustände.²

Wir fragen: wie ist dieser Satz, den J. recht zu seinem Lösungsworte macht, zu verstehen? Ist unter „Objekt“ das intentionale oder das wirkliche gemeint? Die Unterscheidung — das muß hier gleich bemerkt werden — ist bei J. keineswegs klar;³ aber daß sie überhaupt gemacht werden muß, steht außer Zweifel. Ein intentionales Objekt ist bei jedem psychischen Akt gegeben. Es ist das untrennbare Korrelat des

¹ Das Erfassen einer Differenz, z. B. von m und n , kommt nach J. zu stande, indem der Gedanke des einen möglichst unmittelbar auf den des anderen folgt. Unter diesen Umständen erhalte, vermöge einer spezifischen Wirkung des verschwindenden Terminus, der folgende Gedanke jene charakteristische Eigentümlichkeit, neben n zugleich den Unterschied von n und m zu erfassen. Aber nicht indem er die Idee von m und n enthielte. „Die reine Idee von n kann gar nicht im Bewusstsein sein, nachdem einmal der Gedanke von m vorausgegangen ist.“ (I, 500, 501.)

² Vgl. I. S. 230—237. S. 276—282. S. 495—501 und das ganze XII. Kapitel.

³ In vielen Fällen versteht er unter „Objekt“ gewiß das wirkliche, die reality outside. In anderen scheint das intentionale gemeint; aber leider unterläßt es der Verf., die Äquivokation überall, wo es nötig wäre, unschädlich zu machen, und bei aller Aufmerksamkeit auf den Zusammenhang ist öfter nicht mit Sicherheit zu entscheiden, welcher Sinn dem Autor vorschwebt.

Bewußtseins, eine Seite desselben, ohne welche dieses selbst nicht wäre. Kein Vorstellen ohne Vorgestelltes, und dieses wohnt in gewisser Weise dem Vorstellenden inne, und ebenso kein Lieben ohne Geliebtes. Ein wirkliches Objekt dagegen, d. h. etwas, was dem intentionalen Objekte in Wirklichkeit und unabhängig von ihm entspricht, ist nicht immer gegeben, so z. B. bei der Vorstellung von blau oder rot nicht. (Ein Mißbrauch wäre es ja, die Ätherschwingungen oder einen beliebigen sogenannten Reiz das wirkliche Objekt der Farbvorgstellung zu nennen.) Es giebt nur vorgestellte (empfundene¹), nicht wirkliche Farben. Was ist nun in unserem Falle gemeint? Wenn das intentionale Objekt, speziell das Vorgestellte wie es im Vorstellenden ist, dann giebt J. soviel zu, daß es teils ein bloßer Wortstreit, teils eine offenkundige Inkonsequenz ist, zu leugnen, daß unsere Ideen oder Gedanken eine Mehrheit von Teilen haben, die früher und später wiederkehren können. Denn indem man das letztere behauptet, meint man unter Idee oder Gedanke entweder eben das Vorgestellte als solches (die Vorstellung) — und nach dieser Seite wäre somit J. ganz mit der Lehre einverstanden bis auf den Ausdruck, der ihm mißfiel — oder man versteht darunter das Vorstellen, d. h. die eigentümliche Beziehung des vorstellenden Ich zum Vorgestellten als solchem, und dann ist es für den, der zugegeben hat, daß das intentionale Objekt zusammengesetzt sein kann, nur eine Sache der Konsequenz, ebenso anzuerkennen, daß sich entsprechend auch eine Vielheit gleichzeitiger intentionaler Beziehungen des Ich zum Objekte unterscheiden läßt. Diese Folge liegt unausweichlich in dem korrelativen Verhältnis des intentionalen Objektes und der Bewußtseinsbeziehung zu ihm. So viele Teile, in dem Ganzen des innewohnenden Objektes sich auseinanderhalten lassen, so viele Innewohnungen sind auch zu unterscheiden, d. h. so viele Teilbeziehungen in der Gesamtbeziehung des Subjekts zu seinem Inhalt. Manche dieser Teilbeziehungen sind ablösbar voneinander wie ein gleichzeitiges Sehen und Hören oder die Vorstellung von süß und von weiß. Andere freilich sind nur in Gedanken, aber doch in aller Wahrheit (*cum fundamento in re*) unterscheidbar, wie ein gleichzeitiges Vorstellen von weiß und von dem dieser Qualität zugehörigen Orte. Und im ersten Falle spricht man jedenfalls mit vollem Rechte von einem Wiederkehren relativ einfacherer Zustände in unserem Gesamtbewußtseinszustand.

So kann denn, wer zugiebt, daß uns gleichzeitig Töne, Farben, Gerüche u. s. w. intentional innewohnen, ohne Widerspruch nicht leugnen, daß auch unsere Bewußtseinsthätigkeit eine Mehrheit gleichzeitiger Teilbeziehungen aufweise und daß in diesem Sinne eine Vielheit von Teilthätigkeiten, Empfindungen und Gedanken in uns seien; ein manifold of coexisting ideas kann ihm in keinem Sinne eine bloße „Chimäre“ sein. Und die innere Beobachtung drängt auf verwandten Wegen noch weiter. Sie zeigt, daß unser in jedem Augenblick gegebenes Gesamtbewußtsein

¹ Ich nenne auch die Empfindung „Vorstellung“, sofern von jedem damit verbundenen Urteilen und Lust- und Unlustgefühl abgesehen wird. Vgl. BRENTANO, „*Psychologie*“ I S. 164 ff., 261 ff.

nicht blofs mit Bezug auf die Vielheit und Verschiedenheit seiner Inhalte verschiedene Seiten oder Teile unterscheiden läfst, sondern auch mit Rücksicht darauf, dafs das Ich zum selben Inhalt gleichzeitig in mehrfacher und verschiedener Weise in Beziehung tritt. Das Vorstellte ist vielleicht ein Geliebtes; das Anerkannte ein mit Evidenz Fürwahrgehaltenes. Wenn aber die Erfahrung solche (teils fundamental, teils weniger fundamental) verschiedene Beziehungsweisen des Subjekts zu seinem intentionalen Inhalt zeigt, so wäre es blofser Wortstreit, sich dagegen zu stemmen, dafs einer auch diese mannigfaltigen Seiten und Momente des bewußten Verhaltens als Teile des psychischen Gesamtzustandes bezeichnet, und so z. B. den Akt der Lust an einem Ton zusammengesetzt nennt aus der Vorstellungsbeziehung zum Ton und dem Lustgefühl an der Tonvorstellung. Blofs das wäre allerdings verkehrt, diese oder die früher erwähnten Teile oder Seiten unseres gleichzeitigen psychischen Zustandes als ein Kollektiv, ähnlich einer Atomgruppe, oder als Resultante der Zustände einer solchen Gruppe anzusehen. Und in diesem Sinne giebt es freilich auch kein früheres und späteres Wiederkehren derselben Idee, als ob damit Ein Individuum gemeint wäre, das aus dem Bewußtsein verschwände und später wieder über seine Schwelle träte. Gegen solche und ähnliche Mind-stuff und Mind-dust Theorien erklärt sich J. mit vollem Recht. Alle Bewußtseinsbeziehungen, die gleichzeitig in unsere innere Erfahrung fallen, wie verschiedenartig sie auch nach ihrem Inhalt oder der Weise seines Innewohnens sein mögen, sind Teile Einer Realität, Eines Konkretums. Und darum hat ihr Verhältnis keinerlei Ähnlichkeit mit einer Atomgruppe, die eine Vielheit von Realitäten und Individuen ist.

Es ist nun nicht zu leugnen, dafs, wenn D. HUME das Ich ein Bündel von Vorstellungen nannte und wenn andere viel von Vorstellungsreihen und -massen redeten, dies die Meinung nahelegt, als hätten sie die mannigfaltigen gleichzeitigen Bewußtseinstteile nur in der lockeren und äußerlichen Weise eines Kollektivs verbunden gedacht. Aber J. ist doch im Unrecht, wenn er der gesamten Assoziationspsychologie eine solche verkehrte Anschauung zu Grunde liegend denkt, und er irrt ganz entschieden, wenn er die Lehre von der Zusammensetzung des Bewußtseins aus einer Vielheit wechselnder und wiederkehrender Ideen mit der Zerreißung desselben in eine Summe von Dingen identifiziert. Der Übereifer unseres Autors gegen die Assoziationspsychologie ist überhaupt nur daraus erklärlich, dafs ihm seinerseits ein ebenso bedenkliches Versehen begegnet, indem er reale Einheit mit Einfachheit verwechselt und überall jene gezeugnet zu sehen meint, wo in Wahrheit nur diese, und mit vollem Recht, verworfen ist. Unser Bewußtsein ist in jedem Augenblicke an absolutely unique pulse of thought nur in dem Sinne, dafs, was es auch immer für Teile und Momente enthalten mag, sie alle Teile Eines Dinges sind. Aber innerhalb dieser realen und individuellen Zusammengehörigkeit sind eben eine Fülle verschiedenartiger, teils loserer, teils innigerer Teilverhältnisse denkbar. Und J. hat schon den ersten Schritt zu ihrer Anerkennung gethan, wenn er eine Zusammensetzung des intentionalen Objekts unseres Bewußtsein zugiebt.

Aber haben wir ein Recht, dieses Zugeständnis bei ihm vorauszusetzen? Oder ist, wenn er eine Wiederkehr des gleichen Objekts und eine Zusammensetzung der Objekte zugiebt, während er beides von den Ideen leugnet, in Wahrheit nicht das intentionale, sondern das wirkliche Objekt (oder auch nur der wie immer beschaffene sogenannte Reiz) gemeint?

In der That scheint das Zugeständnis des Autors sich nur auf das Letztere, nicht auf das Erstere zu beziehen. STUMPF hatte im I. Bd. seiner Tonpsychologie S. 107 hervorgehoben: Wenn wir, in ein Zimmer tretend, Wärme- und Geruchsempfindungen gleichzeitig empfangen, ohne darauf zu merken (d. h. wohl: ohne sie explicite zu unterscheiden), so seien die beiden Empfindungsqualitäten nicht etwa als eine gänzlich neue einfache Qualität in uns, welche sich erst in dem Momente, wo wir unsere Aufmerksamkeit analysierend darauf hinwenden, in Geruch und Wärme verwandelte, sondern sie seien wirklich als Elemente in dem unanalytisierten Ganzen enthalten und lassen sich bei gelingender Analyse als darin befindliche Teile erkennen. So sei es z. B., wenn es klar werde, daß der durch Pfeffermünzöl erweckte Empfindungsinhalt aus Geschmacks- und Temperaturempfindungen zusammengesetzt sei.

Dazu bemerkt J., er würde vorziehen zu sagen: „Wir nehmen wahr, daß die Wirklichkeit (the objective fact), welche uns als Pfeffermünzgeschmack bekannt ist, jene anderen Wirklichkeiten (those other objective facts) enthalte, die uns als aromatische oder duftige Qualität und als Kälte bekannt sind. Aber es ist kein Grund anzunehmen, daß der Träger oder das Mittel (the vehicle) dieser letzteren sehr komplexen Wahrnehmung irgend etwas gemein habe mit dem früheren psychischen Zustand, geschweige denn daß er in ihm enthalten sei.“ (I. S. 523 Anmerk., vgl. 158 Anmerk.) Da nun STUMPF'S Meinung offenbar dahin geht, daß das intentionale Objekt der durch Pfeffermünzöl erweckten Empfindung zusammengesetzt sei, so kann J.'s Opposition nur so aufgefaßt werden, daß er dies leugnet und nur im wirklichen Objekt (d. h. hier im Reiz) eine Zusammensetzung anerkennen will. Diesen Sinn haben offenbar auch die Ausführungen II. S. 30, die mit dem Satze schliessen: You cannot build up one . . . sensation out of many; and only direct experiment can inform us of what we shall perceive when we get many stimuli at once. Alle Empfindungen sind phänomenal gleich einfach; das scheint J.'s Meinung. Und wenn er trotzdem, wie wir eben hörten, von „komplexen“ Wahrnehmungen spricht und die Perzeptionen gegenüber den Empfindungen „zusammengesetzt“ nennt, so scheint dies gar nicht deskriptiv oder phänomenal, sondern nur genetisch oder kausal gemeint. Die Reize (stimuli) sind zusammengesetzt, nicht die Empfindungsinhalte (vgl. II. S. 30).

Ebenso entschieden leugnet J. bezüglich der Gedanken (thoughts), daß sie intentional jene Teile enthielten, die ihr wirkliches „Objekt“ zusammensetzen. So wenn er es I. S. 278 für einen fundamentalen Irrtum erklärt zu glauben, daß z. B. in dem Gedanken: das Pack Karten liegt auf dem Tische, ein Gedanke an das Pack Karten und an die Karten als in dem Packet enthalten und an den Tisch und an die Beine

des Tisches u. s. w. enthalten sei. Ja! hier, wo es sich nicht um Empfindungen handelt, erhebt er überhaupt entschiedenen Protest gegen die gewöhnliche Lehre „der Psychologen aller Schulen“, als müßte zwischen den Gedanken und dem durch sie Vorgestellten (thing-known) irgend eine Ähnlichkeit bestehen, als müßten jene das Vorgestellte irgend wie „enthalten“ oder „sein“: that a thought must be what it means or mean what it is. (I. 471.) Von den Sensationen könne man allenfalls sagen, daß sie ihren „Objekten“ ähnlich seien, von den „Gedanken oder Ideen“ im engeren Sinne dagegen in keiner Weise. Diese sind nach J. bloß Zeichen oder Symbole des Vorgestellten; sie bedeuten oder bezeichnen (signifie, mean) es bloß. Und mit aus diesem Grunde — obwohl auch noch aus anderen¹ — kann er sich nicht genug thun in der Verdammung des Versuchs der gewöhnlichen Psychologie, die Thatsache des Bewußtseins, statt sie einfach als ein letztes unerklärliches Faktum zu postulieren, auf ein being of ideas zurückführen zu wollen. „Nein!“ meint er, „eine Idee ist weder, was sie vorstellt, noch stellt sie vor, was sie ist“ (I. 477), und die unglückliche Meinung, die Ideen müßten irgendwie eine „Duplikat-Ausgabe von dem sein“, wovon sie ein Bewußtsein sind oder Ähnlichkeit mit ihm besitzen (I. 471), ist nach seiner Ansicht das Hindernis für die endliche Lösung der wichtigsten Probleme gewesen, z. B. für die Austragung des Streitens um die Natur der Begriffe.

Man sieht, die Opposition unseres Autors gegen die bisherige Psychologie ist eine weitgehende und radikale. Immerhin liegen auch dem hier Gesagten richtige Gedanken zu Grunde, nur vermengt mit Irrtümern und Verwechslungen, die den Verf. allerdings weit neben das Ziel führen. Vor allem scheint er mir bei seinem letzterwähnten hartnäckigen Kampf gegen jedes „being of ideas“ den Unterschied zwischen realem und intentionalem Sein nicht klar festzuhalten und infolge dessen den Gegnern Lehren zu unterschieben, die einen Rückfall in die kindlichsten Anschauungen der voraristotelischen Zeit bedeuten würden. Jonier und Eleaten meinten allerdings, zur Erklärung des Erkennens und des Bewußtseins überhaupt, ein wirkliches Eingehen des Erkannenden in den Geist des Erkennenden und eine wirkliche Verähnlichung beider annehmen zu müssen. Aber schon der Stagirite hat diese primitive Anschauung durch die Unterscheidung zwischen wirklichem Sein und mentaler Innewohnung überwunden. Gewiß! „Der Geist kann alle Arten von Dingen vorstellen, ohne daß diese körperlich (bodily) in ihm sind.“ Nicht bodily führt er seine Vergangenheit mit sich, wenn er seiner früheren Erlebnisse gedenkt, und nicht real brauchen little rounded and finished off duplicates of *m* and *n* in uns zu sein, wenn wir *m* und *n* unterscheiden (vgl. I. 501. 499). Nur um eine mentale Innewohnung, ein intentionales „Enthalten“ handelt es sich, und nur so ist es auch zu verstehen, wenn man seit Aristoteles sagt, der Gedanke sei gewissermaßen der Gegenstand oder er

¹ Vgl. I. 501: A Man's thought can know and mean all sorts of things, without those things getting bodily into it — the distant, for example, the future, and the past. Vgl. auch die Anmerkung dazu!

sei ihm ähnlich. Das intentionale Sein des Vorgestellten ist eben sein Vorgestelltwerden, und dies ist das Korrelat des Vorstellens. In diesem Sinne also ist das know identisch mit dem being of ideas, und hat die letztere Lehre gar nichts „Mitleidwertes“ (pitiful) an sich.¹ Sie soll auch nicht eine Erklärung des Geheimnisses des Bewußtseins sein, vielmehr eine einfache Beschreibung des Thatbestandes, wie ihn die innere Erfahrung zeigt.

Doch genug von diesem Versehen. Eingehendere Betrachtung fordert ein zweiter Anlaß, der J. zu den obigen paradoxen Thesen geführt zu haben scheint. Wenn er nicht müde wird zu betonen, der „Gedanke“ brauche dem Objekt nicht ähnlich zu sein (während er es von der Empfindung gelten lassen will!), die „Idee“ sei bloß ein Zeichen des Objekts und enthalte dasselbe nicht, so scheint ihm dabei auch die Thatsache vorzuschweben, daß es uneigentliche Vorstellungen giebt. Bei ihnen gilt in der That, daß sie dasjenige nicht zum Inhalt haben, wovon sie die Vorstellung genannt werden, und ihm auch in keiner Weise ähnlich zu sein brauchen, daß sie es vielmehr bloß bezeichnen oder bedeuten. Es handelt sich um ein stellvertretendes Vorstellen, um ein Surrogat, und da kann man wirklich mit J. sagen, was der Gedanke sei und was er als Äquivalent vertrete, sei zweierlei, und es gilt in ganz besonderem Sinne: daß the vehicle of the same-thing known nicht the same state of mind sei (I 481). Derselbe Gegenstand kann nämlich durch (in sich) ganz verschiedene uneigentliche Vorstellungen gedacht werden, wie auch umgekehrt dieselbe Vorstellung für das Denken von ganz verschiedenen Gegenständen in dieser Weise als Surrogat dienen kann.

Allein J. scheint mir über den Umfang dieses uneigentlichen Vorstellens ganz irrige Anschauungen zu hegen, und schon die Fehler, die er darin begeht, zeigen, daß er auch über die wahre Natur des Phänomens gar nicht im klaren ist. Als ein uneigentliches Vorstellen sieht er offenbar — soweit ihm überhaupt dieser Begriff deutlich geworden ist — alles dasjenige an, was er eine psychische Franse nennt; wenigstens passen die Angaben, die er über diese eigentümliche Klasse macht, wenn überhaupt auf einen wirklichen psychischen Vorgang, alles in allem am ehesten auf das uneigentliche Vorstellen. Zum eigentlichen wären dagegen die images zu rechnen, welche er den „Fransen“ als Gegensatz gegenüberstellt. Aber dadurch ist der Umfang des eigentlichen Vorstellens teils zu weit, teils auch wieder viel zu enge gefaßt. Zu weit; denn wenn J. unter images neben den Empfindungen (sensations²) auch die sog.

¹ Daß sie die Folgerung involviere, unser Bewußtsein könne nur sich selbst zum Gegenstand haben (that an idea . . . can only know itself I. 471), kann nur derjenige glauben, welcher intentionales und wirkliches Objekt und wiederum intentionales Objekt und intentionale Beziehung nicht auseinander zu halten weiß.

² Wo er auch von einer sensation of difference spricht, ist sensation — da der Vorgang ganz ausdrücklich als eine Franse bezeichnet wird — wohl uneigentlich zu deuten. Die wahrhaft sogenannten Sensationen aber (dieses anschauliche blau, jenes rot) sieht J. ohne Zweifel als eigentliche Vorstellungen an, und nur in diesem Sinne kann ich

nannten Phantasiebilder versteht, so hält er ein Vorstellen für eigentlich, das diesen Charakter nur teilweise besitzt, indem gerade von den sogenannten Phantasievorstellungen die meisten dem nicht wahrhaft ähnlich sind, wovon sie die Vorstellung genannt werden, sondern es blofs bezeichnen.¹ Aber auch zu eng. Denn J. scheint einerseits blofs die anschaulichen Vorstellungen physischer Phänomene im Auge zu haben (die Anschauungen unserer eigenen Bewußtseinszustände, woraus wir die Begriffe Vorstellen, Anerkennen, Verwerfen, Interesse, Wunsch, Wille u. s. w. abstrahieren, sind hier, wie fast überall bei ihm, vergessen), anderseits begeht er den Fehler, überhaupt nur die Anschauungen für eigentliche Vorstellungen zu halten und das gesamte Gebiet der begrifflichen und Relationsgedanken zum uneigentlichen Vorstellen (zu den „Fransen“) zu rechnen. Und damit verrät er aufs deutlichste, dafs ihm die wahre Beschaffenheit des uneigentlichen Vorstellens verborgen geblieben ist. Wir nannten es eine Surrogatvorstellung. Es ist dies in dem Sinne, dafs es in Wahrheit einen ganz anderen Inhalt hat, als der Name seines sogenannten Objektes besagt, einen Inhalt, der zu dem durch den Namen bezeichneten blofs in irgend einer Beziehung steht. Dieser andere Inhalt aber wird nun voll und eigentlich vorgestellt. Es kann nicht ins Unendliche eine Vorstellung immer wieder blofs durch ein Zeichen vertreten sein. Vielmehr ist sofort das Mittel, ein X uneigentlich vorzustellen, in sich selbst betrachtet eine eigentliche Vorstellung, d. h. sie stellt irgend etwas, was zu jenem X in Beziehung steht, nur nicht jenes X selbst, eigentlich vor, und es gilt nach dieser Richtung ohne allen Zweifel von ihr, that it must be what it means. In dem Gesagten ist nun auch schon enthalten, dafs es durchaus nicht angeht, alle Beziehungsgedanken und allgemeinen Begriffe für uneigentlich zu halten; denn eben eigentliche Relationsgedanken und eigentliche Begriffe gehören zur Erklärung des ganzen Vorganges der uneigentlichen Vorstellungen, und aus diesen jene begreifen zu wollen, ist das offenkundigste Hysteronproteron. In den Inhalten unserer eigentlichen Gedanken von Universalien und Relationen liegen die Bausteine auch für all unser uneigentliches Vorstellen, und (da die Vorstellungen die Grundlage für alles Urteilen und Erkennen bilden) so hat schon Locke richtig gesehen, wenn er in der „Analyse der Ideen“ eine der Grundlagen für jede Untersuchung nach der Tragweite unseres Erkenntnisvermögens erblickte. Ich sage: in der Analyse der Ideen. Denn die Inhalte jener eigentlichen Vorstellungen enthalten Teile, und ich sehe nicht, wie derjenige um dieses

es billigen, dafs er von ihnen — im Gegensatz zu den Gedanken oder Ideen — sagt, sie könnten den Objekten ähnlich genannt werden. Dafs ihrem Inhalt eine adäquate Wirklichkeit entspreche, wäre offenbar nicht richtig, und in diesem Sinne gilt von ihnen nicht, und weniger als von vielen Begriffen, dafs sie dem Objekt ähnlich sind. Gerade sie sind blofs Zeichen des „Reizes“, den J. oft auch ungenau Objekt nennt. Dagegen sind sie insofern nicht blofs symbolische Vorstellungen, als sie dasjenige, was ihr Name besagt (z. B. rot oder blau), wahrhaft zum Inhalt haben.

¹ Vgl. darüber unseren 6. Artikel „über Sprachreflex“ u. s. w. a. a. O. XIV., S. 74 ff.

Zugeständnis herum kommen will, der wie J. zugiebt, daß die wirklichen Objekte Teile enthalten und daß ihre „Ähnlichkeit“ untereinander nicht in jeder Richtung unanalysierbar sei, vielmehr in gewissen Fällen partielle Identität bedeute. Sind doch, soweit diesen wirklichen Dingen eigentliche Vorstellungen entsprechen, diese letzteren eben intentional das, was jene wirklich sind und kommen wir nur mittelst der Analyse dieser intentionalen Inhalte auch zu einer Analyse des Wirklichen. Die Analyse der Inhalte unserer eigentlichen Vorstellungen aber ist wiederum die Grundlage für alles uneigentliche Vorstellen und für jede auf dieses gebaute Erkenntnis und Analyse des Wirklichen. Gäbe es keine „Analyse der Ideen“, so würde dies mit dem Tode der Psychologie den Tod aller Wissenschaft überhaupt bedeuten. So wenig es angeht, bei den wirklichen Objekten überall und schlechtweg nur eine unanalysierbare Ähnlichkeit anzunehmen, so wenig geht es im Gebiete der intentionalen Inhalte an. Die eine wie die andere Annahme hebt jede Möglichkeit fester Begriffe auf, und es ist also nicht bloß eine Täuschung durch die Sprache, „welche die Namen der Objekte auf die Vorstellungen überträgt“, wenn man die „Ideen“ für etwas Zusammengesetztes und einer wahren Analyse Fähiges hält. In manchen Fällen ist jene Gemeinsamkeit des Namens eine uneigentliche; aber nicht bei allen Gedanken, wie J. meint, trifft dies zu, und wo der Inhalt eines Gedankens eigentlich ist, ist mit der Zusammensetzung seines wirklichen Objekts auch die des intentionalen („der Ideen“) zugegeben. Diese eigentliche Gemeinsamkeit des Namens macht dann auch erst jene uneigentliche in anderen Fällen möglich.

So können wir denn im wesentlichsten und wichtigsten J.s Opposition gegen die bisherige Anschauung von der Analyse der Ideen nicht begründet finden. Wir wollen nicht leugnen, daß die Lehre irrite Auswüchse mit sich geführt hat; aber bei alledem bleibt ihr ein richtiger und bedeutungsvoller Kern, der von keinem der J.schen Einwände berührt wird. Und man darf wohl sagen, daß wenn die „Lockesche Schule“ nach einer Richtung gefehlt, ihr neuester Kritiker in seiner Opposition gegen sie ebensoweit, wo nicht noch weiter, in der entgegengesetzten in die Irre gegangen ist.

a. Berechtigt ist, wir betonten es schon, sein Kampf gegen jeden Versuch, das Bewußtsein als ein Kollektiv von Realitäten zu fassen. Doch reale Einheit ist nicht Einfachheit; sie schließt nicht eine Mannigfaltigkeit von unterscheidbaren, ja auch von trennbaren Teilen und in diesem Sinne eine Vielheit distinkter Zustände aus. Nur diese Annahme aber bildet den Kern der Lehre von der Analyse der Ideen und der Associationspsychologie, und J. thut Unrecht, jene falsche „Atomistik“ damit zu identifizieren.

b. Richtig ist ferner, daß unser Vorstellen und das Bewußtsein überhaupt sein Objekt nicht real enthält. Doch dies ist seit der ersten Kindheit der Wissenschaft nie mehr die Meinung eines ernstlichen Forschers gewesen.

Es ist auch zuzugeben, daß der psychische Zustand, der die Vorstellung eines Gegenstandes genannt wird, nicht immer intentional

das enthält, was der Name besagt, mit anderen Worten, daß es uneigentliche Vorstellungen giebt. Aber es wäre irrig zu glauben, daß solche Vorstellungen gar keinen angebbaren Inhalt hätten oder etwas an und für sich Vages wären. Sie mögen oft schwer in ihrer eigentlichen Beschaffenheit zu beschreiben sein; schon darum, weil ihr Inhalt von unserer Aufmerksamkeit gewohnheitsmäßig vernachlässigt wird über seiner Funktion als Surrogat und Zeichen für etwas Anderes. Aber daraus zu entnehmen, daß die Vorgänge von vornherein unbeschreiblich und unanalysierbar seien, das hiefse offenkundig in besonderer Form jenen Fehlschluss machen, den J. (I. S. 196) the psychologists fallacy nennt, und der in diesem Falle auf den beobachteten Gegenstand übertrüge, was bloß auf Rechnung der unvollkommenen Beobachtung zu setzen ist.¹ Niemals ist der Inhalt einer Vorstellung oder eines Bewußtseins überhaupt in sich selbst vag oder unbestimmbar; auch in diesem Sinne ist die bisherige Psychologie durchaus im Rechte, wenn sie überall distinkte psychische Zustände und definite ideas sehen will. — Und weder wer in diesem, noch wer in dem unter a. angegebenen Sinne darauf ausgeht, das ganze psychische Leben in distinkte Zustände zu zergliedern, gefährdet dadurch, wie J. glaubt, die Kontinuität des Bewußtseins. Diese erklärt sich in ganz anderer Weise und so, daß, was er substantivische und was er transitive Zustände nennt, ganz in derselben Weise dazu beiträgt. Doch verbietet natürlich der Raum hier bei diesem Punkte zu verweilen.

c. Richtig ist weiter an den Ausführungen des Autors, daß nicht alle unsere Vorstellungen Anschauungen sind, noch weniger (und dies tritt bei ihm selbst nicht klar und genügend hervor) alles Anschauungen von physischen Phänomenen. Neben „substantivischen Zuständen“ (wenn man — was ich aber nicht raten möchte — die anschaulichen Vorstellungen von absoluten Inhalten so nennen will) besitzen wir Relationsvorstellungen und überhaupt begriffliche Gedanken. Und nicht bloß haben die „Sensationalisten“ Unrecht, welche sie nicht als letzte Bestandteile des Bewußtseins anerkennen, vielmehr auf eine Kombination von Anschauungen zurückführen wollen, sondern auch die von J. sogenannten „Spiritualisten“, welche die Relationen für etwas a priori zu den Anschauungen Hinzugebrachtes und für Sache des reinen Verstandes erklären. Nein! die Relationen liegen so gut wie die absoluten Inhalte in den Anschauungen (nur nicht alle in den Anschauungen physischer Phänomene, was auch J. vergifst!). Aber weder aus dem ersten, noch aus dem letzteren folgt, daß die bezüglichen Vorstellungen sämtlich uneigentlich und in diesem Sinne „Fransen“ sein müßten. Die Relationsgedanken und begrifflichen Vorstellungen sind

¹ Auch das ist nicht richtig, daß die „Fransen“ — wenn damit die uneigentlichen Vorstellungen gemeint sind — gar nicht, auch nicht in der Erinnerung, Gegenstand der Beobachtung sein könnten; ja! daß sie überhaupt nie in ein nachträgliches Bewußtsein aufgenommen würden und nur physisch, nicht intellektuell zum übrigen Bewußtseinsstrom gehörten. (I. 644.) Alle diese Behauptungen sind so schief und übertrieben, daß J selbst mit ihren Konsequenzen nicht Ernst zu machen vermochte.

zwar keine Anschauungen, und da sie doch nur in innigstem Kontakt mit den Anschauungen möglich sind, bilden sie relativ unselbständige Teile des Bewußtseins;¹ aber die elementaren unter ihnen enthalten wahrhaft das als intentionalen Inhalt, was ihr Name besagt, d. h. sie sind durchaus eigentliche Vorstellungen, und nur auf Grund solcher eigentlicher Begriffe sind dann auch weiterhin noch die mannigfachen Gebilde der uneigentlichen Vorstellungen möglich.

d. Es war ein Irrtum gewisser „Associationspsychologen“, wenn sie meinten, in der Empfindung von Weiß die Empfindungen der verschiedenen Spektralfarben „verschmolzen“ zu erkennen. Sie hielten da etwas für phänomenal zusammengesetzt, wovon ihnen in Wahrheit nur eine Zusammensetzung in den Ursachen bekannt war. Allein J. verirrt sich ins entgegengesetzte Extrem, wenn er bei keinem Empfindungs- oder „Wahrnehmungs“inhalt eine Mehrheit von Elementen in der Erscheinung anerkennen, sondern alle Zusammensetzung bloß in den Reizen suchen will. Bezüglich der Gefühle der Lust und Unlust mag es richtig sein, daß wir aus denjenigen, die an gewisse einfachere Eindrücke geknüpft sind, gar nicht die anderen abzuleiten vermögen, welche den aus jenen Elementen zusammengesetzten Eindruck begleiten werden, sondern darüber nur die spezifische Erfahrung in jedem Falle entscheiden kann. Aber etwas Anderes — und J. hält dies nicht genug auseinander — etwas Anderes sind Lust und Unlust, etwas Anderes die ihnen zu Grunde liegenden Vorstellungen, z. B. die Empfindungen von Sinnesqualitäten. Bei den Empfindungsinhalten giebt es ohne Zweifel etwas wie eine mechanische Zusammensetzung d. h. *Composita*, welche deskriptiv Elemente erkennen lassen und wahrhaft aus ihnen aufgebaut sind.

Daß wir — entsprechend einem allgemeinen Gesetze des Bemerkens — auch um ein solches Kompositum zu analysieren, d. h. auf seine Elemente im besonderen aufmerksam zu werden, diese Elemente gesondert oder als Teile anderer Kombinationen erfahren müssen, beweist bloß, daß eine kausale Scheidung oder eine Analyse der Reize Bedingung für die psychologische Analyse der phänomenalen Empfindungsinhalte ist. Aber J. sollte deshalb nicht die letztere gänzlich leugnen und die erstere allein anerkennen wollen.

e. Wir billigen es natürlich auch nicht, wenn sog. Sensationalisten und Assoziationspsychologen sogar psychische Thätigkeiten, welche *toto genere* vom bloßen Vorstellen verschieden sind, aus einer Verbindung von Vorstellungen ableiten wollten. So sind wir z. B. mit J. ganz einverstanden, daß zwei Ideen (*m* und *n*) haben noch gar nicht heißt: sie vergleichen oder unterscheiden. Die Vergleichung ist ein neuer Vorgang ganz anderer Art. Allein der Gesamtbewußtseinszustand, der die Ver-

¹ Um dieser Unselbständigkeit willen mag man sie mit Fransen oder Säumen und mit dem Hof des Mondes vergleichen. Doch giebt es wohl noch bezeichnendere Bilder für ihr Verhältnis zur Anschauung. — Daß J. irrigerweise diesen Charakter von Unselbständigkeit mit einem ganz anderen verwechselt und so die Klasse: *transitive states* oder *fringes* zu einer Herberge für Wesen ganz verschiedener Art und Herkunft macht, wurde früher schon angedeutet.

gleichung und Unterscheidung von m und n vollzieht, involviert doch auch die Vorstellung von m und n und zwar die „reine“ Vorstellung von beiden. In dem Sinne wenigstens, daß wahrhaft m und n Inhalt unseres Vorstellens sein müssen. Ohne das wäre auch nicht wahrhaft ein Vergleich beider möglich. Bezeichnet einer mit J . (vgl. I. S. 498) eben das Verglichenwerden von m und n als ein nicht „rein“ im Bewußtsein Bestehen derselben, dann ist selbstverständlich, daß der Vergleichende m und n nicht rein vorstellt. Aber jene Ausdrucksweise scheint mir doch wenig glücklich, ja recht mißverständlich. Positiv unrichtig aber ist es, wenn der Verfasser an derselben Stelle sagt, das allgemeine Gesetz, daß jeder Eindruck, den das Gehirn erfahren, eine Modifikation in ihm zurücklasse, welche als mitwirkender Faktor alle späteren Erfahrungen bestimme, bringe es mit sich, daß wir unmöglich m und n unmittelbar nacheinander vorstellen und sie „rein“ d. h. (wie sofort gesagt wird) unverglichen (uncompared) im Bewußtsein haben könnten. In Wahrheit können sich beide unmittelbar folgen, ohne daß es zu einem Akt der Unterscheidung kommt. In diesem Sinne muß man auch gegen J . betonen, daß zwei Ideen haben noch nicht heißt: sie unterscheiden!

Doch nicht genug! Indem der Verf. in der eben gehörten Weise die vermeintliche Unmöglichkeit, die „reine“ Idee von m oder n zweimal zu erfahren, aus der bleibenden Modifikation erschließt, die das Gehirn durch jeden Eindruck und jede Gleichgewichtsänderung erleide, verweist er auch auf Ausführungen S. 232—236. Allein hier finde ich unter ähnlich klingenden Ausdrücken ganz andere Konsequenzen aus der beständigen Modifikation des Gehirns gezogen, von denen ich mich wundern muß, daß J . sie mit den vorhin erwähnten identifiziert. Es wird nämlich schlechtweg die Meinung vorgetragen: weil unsere Empfindungen und Gedanken nicht zweimal in einem völlig gleichen Gehirn (unmodified brain) stattfinden, vielmehr in jedem späteren Gehirnzustand alle früheren nachwirkten, so folge, daß in Wahrheit weder zwei gleiche Empfindungen noch zwei gleiche Gedanken jemals, früher und später, in uns auftreten könnten.

Wäre nun damit bloß gemeint, daß unser psychischer Gesamtzustand in einem beständigen Wechsel begriffen sei, so hätten wir nichts dagegen zu erinnern. Allein J . glaubt damit der sog. atomistischen Psychologie den Todesstofs zu versetzen, und so heißt bei ihm jeder Versuch, in dem unablässig wechselnden konkreten Gewebe unseres psychischen Lebens doch gewisse in gleicher Weise wiederkehrende Elemente zu entdecken. Eben dieser Versuch soll nun nach seiner Meinung schon durch die Grundthatsachen der Gehirnphysiologie ausgeschlossen sein, und in diesem Sinne soll die Thesis gelten, daß es niemals etwas wie *too successive copies of the same thought* in uns gebe, vielmehr alles Spätere, was man einem Früheren für gleich halten möchte, in Wahrheit ihm ungleich und irgendwie alteriert sei. Was aber diese Thesis betrifft, so mag man zwar als Thatsache zugeben, daß nicht zweimal völlig dasselbe Gelb oder Rot und nicht zweimal ein Ton von absolut gleicher Tonhöhe in unserer Empfindung auftrete, und so im übrigen;

weil es sich dabei um Gebiete handelt, wo die Spezies infinitesimal variieren. (Abgesehen davon, dafs wir — auch wenn hier zweimal völlig dasselbe gegeben wäre — es natürlich nicht zu konstatieren vermöchten.) Allein wenn jenes Nichtwiederkehren völlig gleicher Empfindungsinhalte die notwendige Folge des Einflusses früherer Bewusstseinszustände und der Veränderung des Gehirns wäre, und aus den gleichen Gründen auch die Wiederkehr eines Gedankens von gleichem Inhalt eine Unmöglichkeit bildete, dann hätte dies doch — für die Psychologie nicht blofs, sondern für die Wissenschaft überhaupt — Folgen der bedenklichsten Art. J. findet selbst, wo er von den Begriffen handelt, the law of constancy in our meanings sei der wichtigste Zug unserer ganzen geistigen Organisation. Wohlan! Nachdem sich uns oben gezeigt hat, dafs es eine Fiktion ist, wenn er glaubt, alle unsere begrifflichen Gedanken könnten etwas „meinen“ oder „bedeuten“, ohne es intentional zu enthalten, so folgt, dafs jener „wichtigste Zug unserer geistigen Organisation“ eben darin besteht, dafs Gedanken von gleichem Inhalt wiederkehren und dafs wir wahrhaft und eigentlich mehrmal dasselbe denken können. Und diese Folgerung veranlafst ihn doch vielleicht zu einer Revision seiner allzuzuversichtlichen Schlüsse aus der Veränderung des Gehirns auf einen schlechthinigen Wechsel im Bewusstsein, wie er sie I. S. 230—37 gezogen und gegen die bisherige Psychologie gewendet hat!

f. Aber unsererseits sei ein anderes und letztes Zugeständnis nicht verschwiegen. Die sog. Assoziationspsychologie hat manche Verknüpfung von Vorstellungsinhalten fälschlich für eine solche gehalten, wie sie zwischen den Inhalten assoziierter Vorstellungen besteht. Man hat die grofse Mannigfaltigkeit und verschiedene Eigenart der Teilverhältnisse, die zwischen den Elementen unseres gleichzeitigen und wechselnden Vorstellungsganzen bestehen, vielfach verkannt. So war es z. B. ein Irrtum, wenn LOCKE meinte, Raum und Farbe (ja sogar Ausdehnung und Gestalt) seien in derselben Weise verbunden wie (etwa in der Vorstellung des Zuckers) Farbe und Geschmack. Letztere bilden ein blofs äufserliches Kollektivum von Inhalten, und zwischen ihnen kann Assoziation, d. h. gewohnheitsmäfsige Verknüpfung sich bilden. Wer dagegen bei den ersteren von Assoziation redete, der könnte es nur entweder vermöge gänzlicher Verkennung des wahren Sachverhaltes oder aber indem er mit Bewusstsein eine starke und aufs Entschiedenste zu mißbilligende Äquivokation schüfe. Noch mehr haben diese Verschiedenheit der Verknüpfungsweisen in unseren Vorstellungsinhalten spätere verkannt, welche sogar Gattung und Spezies, z. B. Farbe und Röte, assoziiert nannten, während in Wahrheit die letztere Vorstellung die erstere einschließt. Kurz: Die Lehre von der Analyse der Ideen fällt nicht zusammen mit derjenigen von der Assoziation derselben. Aber nichtsdestoweniger bleibt die erstere eine der fundamentalsten Aufgaben des deskriptiven Teils der Psychologie, und die letztere eine der wertvollsten Leistungen, die der genetische Teil bisher aufzuweisen hat. — Und ich kann mich, mit Bezug auf die zweitgenannte, auch nicht damit einverstanden erklären, wenn J. statt von

Ideenassoziation in Zukunft von Assoziation von Objekten (things thought of) reden will. (Vgl I. S. 554 ff.) Die Opposition des Verfassers hängt mit schon bekannten Irrtümern zusammen, die er selbst begeht und mit anderen, die er allgemein der „Assoziationspsychologie“ unterschiebt. Eliminiert man sie, so fehlt jeder vernünftige Grund zu einer Einsprache gegen die bisherige Bezeichnung und zur Annahme der neuen. Dafs die Gesetze der Ideenassoziation Gesetze der Verknüpfung der wirklichen Objekte seien, wäre offenkundig unrichtig. Solche Gesetze sind z. B. die der Naturwissenschaft. Es können also unter den things thought of blofs die intentionalen Objekte gemeint sei; und da eine der üblichen Bedeutungen des Wortes „Idee“ eben auf die intentionalen Objekte unserer Vorstellungsthätigkeit geht, so hiefse es um Worte streiten, ja eine ganz brauchbare und bisher allgemein verstandene Ausdrucksweise ohne Not verlassen und mit einer mißverständlichen vertauschen, wenn man dem Vorschlag von J. folgen wollte.

Wir sind ausführlicher geworden, als es bei Besprechungen wohl üblich ist. Doch konnten wir der grofsen Gelehrsamkeit und dem wirklichen Wert des besprochenen Werkes einerseits und der Sache der Wahrheit andererseits nicht gebührend gerecht werden, als indem wir, wo eine Mißbilligung ausgesprochen werden mußte, sie eingehender begründeten. Der Verfasser stellt in der ehrlichsten Absicht, die Psychologie von Irrtümern zu befreien, und Hand in Hand mit Ausführungen, die Gründlichkeit und Exaktheit in gewisser Richtung anstreben, Grundsätze auf, die diese Wissenschaft nach anderer Richtung der Seichtigkeit überliefern und damit indirekt auch jene von ihm selbst angestrebte Exaktheit gefährden würden; ja Grundsätze, die — konsequent durchgeführt — die Möglichkeit jeglicher psychologischen Forschung in Frage stellen. Dies erheischte eine Verständigung, und ihr, nicht der Bemängelung der Arbeit eines unermüdlichen und geistvollen Forschers, sollten diese Zeilen dienen.

A. MARTY (Prag).
